

# **Engel vom Mato Grosso**

**Hans Haller**

## **Eine Erzählung über das Leben der Schweizer Krankenschwester Rahel Steingruber**

### **Vorwort**

1994 sah ich im Schweizer Fernsehen im DOK zufällig einen Film mit dem Titel *Zwei Schwestern Rahel und Rebecca*. Beeindruckt sagte ich zu meiner Gattin: ‚Diese Rahel möchte ich kennenlernen!‘

Einige Monate später erfüllte sich dieser Wunsch am Flughafen Zürich. Als Rahel Steingruber dort im kleinen Kreis Anekdoten erzählte, meinte ich: ‚Ueber Ihr Leben müsste man ein Buch schreiben.‘

Ich hielt mich damals für zu wenig kompetent dazu. Als 1995 und 1996 Rahel verschiedentlich einige Tage bei uns zu Besuch weilte, stellte ich fest, dass das Alter auch an ihr nicht spurlos vorüberging. Betreffend einer Biografie über ihr Werk war nichts Konkretes im Gange. Da ich gerade Zeit hatte, versuchte ich etwas aufzusetzen. Rahel schrieb mir Notizen über ihre Kinder- und Jugendzeit. Bis in die 70er Jahre war ich sehr gut dokumentiert, dank einer Fortsetzungsgeschichte im Schweizerischen Beobachter sowie andern Berichten in Zeitschriften. Egon Moret, einer ihrer Freunde, hatte mir dieses Material zur Verfügung gestellt.

Ab 1975 waren die Unterlagen lückenhaft. Rahel begründete es damit, dass sie vor lauter Arbeit keine Zeit für Aufzeichnungen hatte. Mein Werk befriedigte mich nicht. Unter einer Biografie verstand ich einen systematisch aufgebauten Lebenslauf. Ein solcher lag nicht vor. Zum mindesten war die Gewichtung zwischen den einzelnen Lebensepisoden zu wenig ausgeglichen. Ausserdem wirkte mein erster Entwurf zu statisch; es fehlte das Salz in der Suppe.

Nach einer mehrmonatigen Pause nahm ich das Manuskript wieder zur Hand und schrieb es um: Ich versetzte Rahel nun ins Altersheim Brissago, wo sie tatsächlich zu Mittag ass, und liess sie dort einer Gruppe von Frauen aus ihrem Leben erzählen. Dank Dialogen und Zwischenfragen gelang mir der Bezug zur Gegenwart. Testleser bevorzugten ganz klar die vorliegende zweite Version.

Das Buch bezeichne ich nicht als Biografie sondern als Erzählung über das faszinierende Leben von Rahel Steingruber. Die Krankenschwester las das Manuskript, gab Anregungen und Änderungswünsche an, die ich einfliessen liess.

*Engel vom Mato Grosso* zeigt, was Nächstenliebe ist. Die Leser sehen sich mit Not und Armut konfrontiert. Unermüdlich kämpft Schwester Rahel dagegen an. Wie in meinen früheren Büchern pflegte ich einen einfachen, unterhaltsamen Schreibstil.

### **Einleitung**

Am Hügel oberhalb von Brissago befindet sich das Altersheim. Man erreicht es über eine schmale Strasse, die sich nach Piodina hinaufschlängelt. Wie ein Adlerhorst thront es am Hang

und bietet einen überwältigenden Ausblick auf den 100 Meter tiefer liegenden Lago Maggiore und das gegenüberliegende Ufer.

Seit einigen Tagen isst hier eine Frau zu Mittag, die nicht in der Siedlung lebt. Die meisten der Bewohner und Bewohnerinnen kennen sie, wissen aber nicht viel von ihr: Es handelt sich um Rahel Steingruber, eine Krankenschwester, die in der Region von Locarno aufgewachsen ist und seit Jahren 100 Meter entfernt eine kleine Wohnung besitzt. Dass die Leute nicht viel von ihr wissen liegt daran, dass Rahel einen Grossteil ihrer 78 Jahre im fernen Brasilien verbracht hat. Als 'Engel vom Mato Grosso' baute sie dort ein Hilfswerk auf und half den Ärmsten der Armen. Immer wieder verglichen und vergleichen sie die Leute mit der legendären Mutter Tereza.

Sieht man die kleine, beinmagere, zerbrechliche Appenzellerin, glaubt man nicht, welche Energie in ihr steckt. Wenn sie ins Altersheim kommt, trägt sie eine dunkle Sonnenbrille. Offensichtlich plagt sie ein Augenleiden. Sie nimmt die Mitessenden kaum zur Kenntnis. Wie abwesend sitzt sie alleine am Tisch und nimmt ihr Mahl ein. Nachher verabschiedet sie sich und kehrt in ihr Heim zurück.

Am Nebentisch beobachtet jeweils eine Gruppe von fünf Frauen das tägliche Ritual. Die noch kräftige, energische, über 80jährige Wortführerin meint zu ihren Kolleginnen, als Rahel gegangen ist:

'Ich kenne Rahel von früher. Ausserdem war ich mit ihrer älteren Schwester Rebecca befreundet. Ich glaube, sie ist recht einsam hier. Was haltet ihr davon, wenn wir sie ab morgen an unseren Tisch bitten.'

Die andern nicken zustimmend. Eine verrunzelte Greisin meint mit zittriger Fistelstimme:

'Wir fragen sie auch, ob sie uns aus ihrem Leben berichtet. Ich kann mir vorstellen, dass sie viel erlebt hat. Unsere Geschichten haben wir schon so oft gehört, dass wir sie bald auswendig kennen. Es ist Zeit, dass wir etwas gegen die Langeweile und das Warten auf den Tod unternehmen.'

Auch damit sind die Gruppenmitglieder einverstanden.

Als sich Rahel Steingruber am nächsten Tag an ihren gewohnten Platz setzt, begibt sich die kräftige Frau zu ihr.

'Erinnerst du dich nicht mehr an mich, Rahel? Ich bin Anna Pedroni aus Porto-Ronco. Willst du mit uns essen?'

Mit fast singender, unverwechselbarer Stimme antwortet die Angesprochene:

'Ja, gerne. Jetzt aus der Nähe kommst du mir bekannt vor. Leider ist mein Sehvermögen eingeschränkt. Ich bin fast blind. Um meine schmerzenden Augen zu schützen, trage ich diese Brille.'

Die beiden Frauen begeben sich an den Nebentisch. Anna stellt ihre Freundinnen vor:

'Vom Sehen dürftest du alle kennen. Wie du sind wir in der Gegend aufgewachsen. Das sind Rosa, Rita, Maria und Graziella. Setz dich. Wir wünschen dir einen guten Appetit.'

Nach dem Mahl meint Rosa, die Frau mit der Fistelstimme:

‘Um uns die Zeit zu verkürzen, erzählen wir uns nach dem Essen immer Geschichten aus unserem Leben. Die unsrigen können wir nach so langer Zeit im Altersheim schon bald nicht mehr hören. Wir würden uns freuen zu erfahren, was du erlebt hast. Machst du mit?’

‘Gerne. Ich fühle mich in meiner Wohnung oft einsam. Leider kann ich nicht mehr nach Brasilien, bis es meinen Augen besser geht. In eurem Kreise vergeht die Zeit schneller.’

### **Kindheit / Jugendzeit**

Schon nach diesem ersten gemeinsamen Essen beginnt Rahel Steingruber, aus ihrem Leben zu erzählen. Da es fröhlich warm ist, folgt sie Anna und ihren Freundinnen auf die Terrasse. Dort setzen sie sich an einen Tisch im Schatten.

Mit ihrer typischen Stimme beginnt Rahel:

‘Am 30. Juni 1918 erblickte ich in Wald ZH als 4. Kind des Ehepaars Steingruber aus dem appenzellischen Schönengrund das Licht der Welt. Die glücklichen Eltern nannten mich Rahel.

1921 zog unsere Familie ins Tessin. Der Grund für diesen Wohnortwechsel lag in gesundheitlichen Problemen des Vaters. Er besorgte in der Sonnenstube der Schweiz die Gärten von Villen und Hotels und schaffte sich einen guten Namen. Die Mutter erzog Johann, Eva, Rebecca und mich. Ausserdem war sie eine fröhliche und tüchtige Künstlerin. Mit ihren schönen Näharbeiten hielt sie die ganze Familie über Wasser.

In Solduno wurde die Familie mit der Geburt von Benjamin komplett. Wir Kinder verrichteten den Haushalt, während die Mutter auswärts arbeiten ging. Obwohl erst dreijährig half ich freudig mit. Als Belohnung schenkte mir Eva, meine älteste Schwester, eines Tages eine schöne Rose und sagte:

*Weil du so brav geholfen hast, darfst du jetzt deine Betreuerin in der Kinderkrippe überraschen.*

Überglücklich rannte ich zur Schule und schenkte die Blume der Kindergärtnerin. Deren Augen glänzten vor Freude. Zwei Tränen kullerten über ihre Wangen. Ich sah, dass es so wenig braucht, um jemanden glücklich zu machen.’

Graziella, die jüngste der Gruppe, holt für sich und ihre Kolleginnen Kaffee und Gebäck. Nachdem sich alle bedient haben, bittet sie Rahel fortzufahren.

‘In Porto-Ronco besuchte ich die ersten Jahre der Primarschule. Es war dort üblich, dass die Lehrerin die besten Schüler am Ende des Monats belohnte. Zu diesen gehörte ein Mal auch ich. Die Ordensschwester nahm mich bei der Hand und führte mich in den Kirchturm. Dort drückte sie mir einen dicken, hängenden Strick mit vielen Knoten in die Hände und meinte:

*Jetzt ist es genau 12 Uhr. Du darfst mit all deinen Kräften am Strick ziehen.*

Ich erschrak bei den ersten Glockentönen. Dann wollte ich fast nicht mehr aufhören. Ich ruhte zwischendurch ein wenig aus und läutete weiter. Die Nonne verschwand. Viele Leute strömten herbei. Sie dachten, etwas Wichtiges sei passiert. Jemand wunderte sich, dass ein so kleines Mädchen so lange läuten konnte. Für mich war dieses Ereignis ein Ansporn, in der Schule weiterhin gute Leistungen zu zeigen.’

Anna Pedroni erinnert sich: ‚Ich besuchte damals die 5. Klasse. Deine Schwester Rebecca war meine Sitznachbarin. Auch ich befand mich unter den Neugierigen, die nicht wussten, weshalb die Glocke so lange läutete. - In der 1. und 2. Klasse unterrichtete mich auch diese Lehrerin. Leider gehörte ich nicht zu den Klassenbesten, so kam ich nie in den Genuss dieser Belohnungen.‘

Maria schmunzelt: ‚Was du als Kind nicht geschafft hast, holst du jetzt nach. In unserer Gruppe gibst du den Ton an und schaust, dass wir nicht total verkalken.‘

Die andern lachen; auch Rahel stimmt ein.

‚Unsere Familie zog nach Ascona. Im selben Schulraum unterrichtete eine Lehrerin 70 Kinder der dritten und der vierten Klasse. Sie war überfordert. Am Ende des Schuljahres bat sie mich, nach der Stunde bei ihr zu bleiben. Für die Endprüfung sollten alle Hefte eine kleine Dekoration oder eine Zeichnung erhalten.

Ich zeichnete schon als Kind gern. Anschliessend brachte ich an jedes Heft ein schönes, farbiges Bändeli an. Sie sahen schön aus. Ich war stolz auf meine Arbeit. Die Lehrerin gab mir als Belohnung eine Blutorange. Überglücklich rannte ich damit nach Hause. Jedes Mitglied der Familie erhielt ein kleines Stück der Delikatesse. Zu dieser Zeit waren die Leute mit wenig zufrieden.‘

Rosa stimmt dem bei: ‚Allerdings. Heute überquellern die Supermärkte von tropischen Produkten. Die Kinder können sich gar nicht mehr vorstellen, was für uns eine Orange oder eine Banane bedeutete. Diese Früchte gehören zum Alltag. Exotischer muten derzeit Mangos, Ananas oder Papayas an.‘

Anna ergänzt: ‚Dafür stuften die Konsumenten die einheimischen Früchte zurück. Wir machten Pfirsiche, Aprikosen oder Zwetschgen ein. Äpfel lagerten wir im Keller. Birnen dörreten wir. Jetzt kauft fast jedermann Frischprodukte und macht sich nicht mehr so grosse Mühe wie damals.‘

Rahel fährt mit ihrer Erzählung fort: ‚Ich begleitete eine Mutter mit einem 2monatigen Baby von Ascona nach Locarno zum Einkaufen. Die Frau bat mich, den Kinderwagen zu stossen. Auf dem Hinweg ging alles gut. Auf der Piazza Grande meinte sie:

*Ich überlasse dir den Kleinen, Rahel. Du kannst unter den Bögen die Schaufenster anschauen. Ich habe viel zu besorgen. Wir treffen uns wieder an derselben Stelle.*

Ich ging mit dem Wagen hin und her. In einem Schaufenster entdeckte ich ein schönes Aquarium mit leuchtenden Fischlein. Das musste ich von nahem sehen! Mit der rechten Hand hielt ich den Kinderwagen und mit der linken die grosse Tasche der Frau. Als ich wieder zum Wagen guckte, kriegte ich einen Schreck: Das Baby war weg!

Ich schaute genauer hin und entdeckte den jungen Erdenbürger noch gut eingewickelt unter dem Wagenboden hängend. Er blickte mich treuherzig an; offensichtlich hatte er von allem nichts gespürt. Ich untersuchte den Wagen und stellte fest, dass er keinen Boden mehr hatte. Die Mutter hatte provisorisch Holzstäbchen draufgelegt. Die lange Fahrt von Ascona hatte diese verschoben. In einem Geschäft erhielt ich eine lange Schnur. Damit bastelte ich einen

neuen notdürftigen Boden. Als die Mutter zurückkam, war alles in Ordnung und der Säugling schlief friedlich.

Ich erzählte der Frau, was vorgefallen war. Diese meinte:

*Zum Glück habe ich dich mitgenommen. Ich hätte wahrscheinlich vor Aufregung den Wagen mitsamt meinem Sohn weggeworfen ...*

Auf dem Rückweg unterhielten wir uns noch lange über diese 'Geschichte.'

Die Altersheimbewohnerinnen lachen. Graziella holt eine neue Runde Kaffee.

„Die Schulen bis zum Gymnasium besuchte ich im Tessin und zwar in Ascona und in Bellinzona. Während den Ferien bereitete es mir immer Freude, älteren und behinderten Mitmenschen zu helfen. Ich fand genügend Gelegenheiten dazu. Selbstverständlich tat ich das ehrenamtlich. Den Bedürftigen mit Liebe zu begegnen und ihnen Hilfe zu schenken, war für mich schon Lohn genug. In dieser Zeit erwachte der Wunsch, später Krankenschwester zu lernen.“

Rita, die bis jetzt geschwiegen hat, seufzt: „Wer macht das noch? Alle schauen nur für sich. Die Menschen rasen wie in einem Schnellzug durch das Leben. Sie nehmen sich keine Zeit mehr für uns. Die eigenen Familien schieben uns in Alters- und Pflegeheime ab. Wir müssen froh sein, wenn sie uns gelegentlich besuchen.“

Anna klärt Rahel auf: „Rita weilt erst seit einem Jahr hier. Ihr Leben opferte sie der Familie. Als ihr Gatte starb, übernahm eines der Kinder ihr Haus und schickte sie hierher. Besuch erhält sie selten. Ihre neue Familie sind wir.“

Rahel nickt: „Wer von uns kennt nicht solche Geschichten? Aber lasst uns den Faden nicht verlieren. - Nach dem Abschluss der Schulen arbeitete ich längere Zeit in mehreren Spitälern als Zimmermädchen. Ich prüfte, wo ich am liebsten die Lehre machen wollte. In den Ferien übernahm ich verschiedentlich die Verantwortung für die Gesundheit von rund 300 armen Pariser Kindern. Diese befanden sich in einer Ferienkolonie in Genolier oberhalb Nyon. Ich machte das ohne Entgelt. Bei Gelegenheit löste mich meine älteste Schwester Eva ab.“

Schon während der Lehre zeigte ich mich rastlos. In der Ruhezeit half ich meistens anderen Patienten. So kaufte ich etwas Wichtiges für sie ein, telefonierte oder brachte Briefe zur Post.

An den wichtigen Feiertagen des Jahres war ich für die Bettlägrigen da. Ich bemalte zum Beispiel Glasteller, oder schrieb Karten mit Genesungs-, Geburtstags-, Oster-, Weihnachts- oder Neujahrswünschen. Diese kleinen Aufmerksamkeiten stellte ich beim Frühstück mit der Kaffeetasse auf den Nachttisch. Ich bereitete damit viel Freude, die nicht viel kostete.“

Graziella bestätigt das: „Du hast recht. Wie würde ich mich über solch kleine Geschenke freuen. Ich komme mir vor wie eine lebende Tote. - Aufgrund deines Alters nehme ich an, dass während jener Zeit der 2. Weltkrieg tobte. Wie hast du ihn überstanden?“

„Während dem Krieg war ich oft im Kantonsspital Genf tätig. Der Zustrom von Kriegsverletzten war so gross, dass wir die allgemeinen Patienten bis unter das Dach des Spitals einbetten mussten. Die Soldaten hatten Vorrang. Die Arbeit war streng. Heulte die Sirene, musste das Personal alle Patienten blitzschnell mitsamt den Betten in den Bunker bringen. Ich war dem Luftschutz zugeteilt. Mit einigen Kollegen belegte ich jeweils den Dachstuhl mit Sandsäcken.“

Diese sollten ein allfälliges Feuer behindern. Da während dem Alarm kein Licht brennen durfte, mussten wir diese Arbeiten im Dunkeln ausführen. Nur ein winziges Blaulicht erhellte den Raum. So dauerte die Tätigkeit oft mehr als eine Stunde. Erst wenn die Sirene zum zweiten Mal heulte, war die Gefahr vorbei.

Die Schwestern beklagten sich oft über Müdigkeit. Ich heckte etwas aus, um diese zu vergessen: Zum Nachtessen gab es Leberwurst. Ich nahm eine mehr. Der Pfleger ging wie üblich nachts noch in die Stadt, um etwas zu trinken. Ich schlich leise wie eine Maus in sein Zimmer und legte die Leberwurst unter sein Bettuch. Wegen der kleinen, blauen Lichter bemerkte mich niemand.

Anschliessend holte ich in der Waschküche dicke Schmierseife. Ich strich den Handgriff der Aussentür zu den Schwesternzimmern damit an. Einige Kolleginnen halfen mir dabei. Schnell begaben wir uns in unsere Räume zurück und warteten auf die Reaktion.

Es gab ein grosses Gelächter. Alle vergassen die Müdigkeit. Lachen ist gesund!

Die Zuhörerinnen im Altersheim Brissago lachen mit.

„Für die Überwachung der Kriegsverletzten war kein Personal übrig. Trotzdem musste jemand alle Apparaturen bei den Frischoperierten überwachen. Ich opferte dafür meinen Freitag und wenn möglich auch die tägliche Freistunde. Arbeitete ich jedoch im Operationssaal, fiel letztere fast immer aus.

In der Nacht rief man mich oft für die Sterbehilfe. Weil die Soldaten nicht von ihren Familienmitgliedern ins Spital begleitet wurden, waren sie ganz alleine. Es gab mir immer eine Genugtuung, den sterbenden Männern einen kleinen Lichtstrahl, eine Erinnerung an eine bessere Heimat, zu schenken. Bis zum letzten Atemzug hielt ich ihnen die Hände. Dies gab ihnen Geborgenheit und einen tiefen Frieden, die ich auf ihren Gesichtern lesen konnte.

Rita unterbricht wieder: „Wir könnten ein Lied davon singen. Doch fahre bitte weiter.“

„Die vielen Kranken wollten auch trinken. Aufgrund der Heilwirkung der Lindenblüten erhielten sie entsprechenden Tee. Die Blüten mussten wir Schülerinnen pflücken. Um uns zu motivieren, auch auf die Bäume zu klettern, boten uns die Leiterinnen für je acht Säcke Lindenblüten eine Schere als Belohnung an. Diese gehörte zu den Basisinstrumenten der angehenden Krankenschwestern.

Da ich keine Furcht kannte, sammelte ich nicht nur für mich sondern auch für meine Kolleginnen und verhalf diesen zu Scheren.

Bereits während meiner Ausbildungszeit verbrachte ich freie Tage in einem Spital in Lausanne und verdiente mir dort ein Taschengeld. Im Zug studierte ich meine Schulbücher. Einmal war ich so in meine Lektüre vertieft, dass ich erst aufschreckte, als die Bahn Lausanne hinter sich gelassen hatte. Durch das Fenster sah ich die endlosen Weinberge des Lavaux. Was sollte ich tun? Der Zug fuhr weiter nach Bern. Es war Abend. Ich konnte nicht auswärts übernachten. Die Leute erwarteten mich auf der Nachtwache. Ich nahm mein Köfferchen mit den Instrumenten und den Büchern. Bei einem Signal stoppte die Lokomotive. Ich sprang hinaus und suchte die Strasse.

Um dorthin zu gelangen, musste ich unzählige Steinmauern überspringen und überklettern, welche die Reben schützten und abgrenzten. Bei einer besonders hohen verlor ich meinen Koffer. Dieser machte sich selbständig und rollte den Hang hinunter. Ich rannte hinterher.

Ein älterer Winzer rief mir: *Hab keine Angst, schönes Mädchen. Ich tue dir nichts. Komm her, du kannst so viele Trauben essen wie du willst.*

Der Mann hielt mich für eine Traubendiebin. Ich nahm seinen Vorschlag an. Während wir gemütlich die köstlichen Früchte vertilgten, erzählte ich ihm, was mir widerfahren war. Er war sehr hilfsbereit und fuhr mich mit dem Lieferwagen zu meinem Zielort.'

Maria fragt: ‚Wann hast du deine Ausbildung abgeschlossen?‘

‚1945 erhielt ich vom Roten Kreuz das Diplom als Krankenschwester. Einige Zeit nach der Diplomierung versetzten mich die Vorgesetzten nach Lausanne. Niemand arbeitete gerne im *Hospital des Incurables*, weil dort hauptsächlich Frauen mit sehr grossen Decubitus lagen. Bei dieser Krankheit sieht man die Wirbelsäule. Ich fühlte mich jedoch wohl, weil gerade diese Patientinnen das Vorrecht hatten, mit Liebe gepflegt zu werden. Ich dachte dabei an die Worte von Jesus: Liebe deinen Nächsten!‘

Selbst in meiner Freizeit half ich diesen Mitmenschen. Wie durch ein Wunder heilte ihre Krankheit schnell. Die Spitalverantwortlichen wollten mich nicht mehr fortgehen lassen. Später sagte ich mir, dass es in der Heimat leichter ist, Pflegerinnen zu finden als im Busch- und Steppengebiet Brasiliens.'

Rahel schaut auf die Uhr.

‚Das ist genug für heute. Ich glaube, uns allen tut ein kurzer Schlaf gut. Wenn es euch interessiert, werde ich morgen von meiner ersten Reise nach Brasilien berichten.‘

Alle nicken zustimmend und verabschieden sich.

## **2. Erste Reise nach Brasilien**

Die fünf Freundinnen im Altersheim Brissago warten ungeduldig auf die Mittagszeit. Der Anfang der Lebensgeschichte von Rahel Steingruber hat sie gepackt und sie harren gespannt der Fortsetzung. Nachdem die Jugendzeit bei einigen von ihnen ähnlich verlaufen war, dürfte jetzt bei Rahel mit ihrer ersten Reise nach Brasilien die Exotik - das Unbekannte - dazukommen.

Endlich ist es so weit. Sie heissen ihre Besucherin herzlich willkommen, essen schneller als üblich und setzen sich wieder auf die warme Terrasse. Nachdem Graziella Kaffee aufgetischt hat und alle sitzen, beginnt Rahel:

‚1949 schrieb Benjamin, mein jüngster Bruder, vom unbeschreiblichen Elend in Brasilien. Er hatte schon einige Jahre vorher begonnen, seinen Jugendtraum zu verwirklichen. Ihn faszinierten seit seiner Kindheit Geschichten über den Dschungel, wilde Tiere und Indianer.‘

Maria unterbricht: ‚Ich erinnere mich an Benjamin. Wir besuchten während drei Jahren die gleiche Klasse. Schon damals bekam er leuchtende Augen, wenn er von fernen Ländern hörte. Ich habe jedoch nicht gewusst, dass er sich diesen Kinderwunsch erfüllte.‘

„Benjamin hatte gehört, dass Paraguay tüchtige Mechaniker suchte. Also verliess er die Heimat und wanderte aus. Seine Abenteuerlust liess ihn jedoch nicht an sein angegebenes Ziel gelangen. Er tauchte in den unermesslichen Urwäldern des Mato Grosso - der grünen Hölle - unter.

Als Saisonarbeiter sammelte er auf Farmen Kautschuk und verdiente damit seinen Unterhalt. Die indianischen Arbeitskollegen lehrten ihn das Leben im Busch. Der junge Aussteiger war in seinem Element.

Das Glück unserer Familie trübte der Tod der Eltern. Ich wünschte mir eine Luftveränderung und beschloss, meinen Bruder im fernen Südamerika zu besuchen. Dieser freute sich sehr über diese Nachricht und informierte all seine Freunde und Bekannten, das heisst grosse Teile der Stadt Cuiaba und Umgebung. Er kannte mich und wusste, dass ich keinen Erholungsurlaub machen sondern den Armen helfen wollte. So erwartete er mich nicht alleine am Flughafen. Er stellte mich dem Chefarzt der Frauenklinik von Cuiaba vor. Dieser engagierte mich kleine, drahtige Schweizerin sofort als Oberschwester. Für einen Lohn in der Höhe eines Trinkgeldes blieb ich ein Jahr in der Stadt. Dieses Entgelt war symbolisch. In all den Jahrzehnten im Mato Grosso nahm ich von niemandem Lohn an. Ich tat dies bewusst, hätten doch sonst die Armen Hemmungen gehabt, mich zu rufen, weil sie kein Geld besaßen.

Meine Eindrücke überschlugen sich. Immer wieder kam ich zur Erkenntnis, dass es zu wenig war, was ich tat. Die Ausrüstung war ungenügend, die Medikamente reichten nicht, meine Ausbildung wies Lücken auf. So musste ich gebärende Mütter übernehmen, aber mir fehlten die Kenntnisse einer Hebamme. Bei Komplikationen merkte ich, dass eine Cobstetrik.-Ausbildung dringend notwendig war. Gerade auf dem Gebiet der Geburtshilfe wäre kundige Betreuung am nötigsten gewesen.

Die Not und die Leiden der unteren Bevölkerungsschicht beschäftigten mich sehr. So trat ich an einem frühen Morgen nach dem Aufstehen vor die Tür des Spitals. Davor lag eine junge Indiofrau, die weinte. Ich erkannte sie sofort: Sie verfügte über kein Geld und keinen Einweisungsschein eines Arztes. So hatte sie die Nacht im Freien verbracht. Dort hatte sie ein Mädchen geboren. Die erschöpfte Eingeborene musste es fallen gelassen haben. Der kleine, blutverschmierte Körper lag leblos neben ihr. Ich pflegte die unglückliche Mutter und begrub das tote Kind. Plötzlich wusste ich, wo ich hingehörte. Ich kündigte meine Stelle und suchte meinen Bruder auf.'

Anna Pedroni drückt die Stimmung ihrer Freundinnen in Worte aus: „Das tönt unglaublich. Wie können Menschen so skrupellos sein?'

Graziella meint: „Früher gab es in der Schweiz ähnliche Fälle. Im Wohlstand verschliessen wir oft die Augen vor unserer Vergangenheit und vor den Schicksalen der Mitmenschen in ärmeren Ländern. Erzähl bitte weiter, Rahel.'

„Auch mir war bewusst, dass dies kein Einzelfall war. Zu viele solcher Dramen hatte ich in den vergangenen Monaten schon miterlebt. Ich dachte an die anklagenden Schlagzeilen, die ein solches Ereignis in der Heimat heraufbeschworen hätte. In Cuiaba und anderen Städten des Mato Grosso sowie im nördlichen Brasilien gehören diese Leiden zum trostlosen Alltag eines gepeinigten, kranken und mutlosen Volkes, das zu den ärmsten auf dem ganzen Erdball zählt.



Ich erklärte Benjamin, dass ich hier bleiben würde. Bei diesen Menschen lag meine Lebensaufgabe. Ich hätte keine ruhige Minute mehr gehabt, wenn ich einfach wieder ins Bürgerspital nach Basel zurückgekehrt wäre und dort superreiche Schweizer gepflegt hätte. Ich konnte und wollte nicht mit ansehen, wie Leute leiden und kämpfen mussten, nur weil sie über kein Geld verfügten.

Der kräftige Benjamin drückte mich kleine, zerbrechlich wirkende Schwester an sich und strich mir liebevoll durch die Haare.

Er antwortete, dass dies leider in den meisten Spitälern so sei. Wer ärztliche Hilfe am nötigsten brauche, der müsse vor der Türe bleiben. Er gratulierte mir zu meinem Entschluss und versprach mir beizustehen, wo er könne. Er fragte, was ich unternehmen würde.

Ich erwiderte, dass ich in die Schweiz zurückkehren und mich weiterbilden würde. In den vergangenen Monaten hätte ich Grenzen, Lücken und Mängel kennengelernt. Dem wolle ich Abhilfe schaffen.

Ich unterhielt mich auch mit dem Chefarzt über meine Pläne. Weil ich versprach, wieder nach Brasilien zu kommen, schmeckte die Pille nicht so bitter. Er war sicher, dass ich nach meiner Rückkehr bessere Verhältnisse antreffen würde. Ich sagte ihm aus innerster Überzeugung auf Wiedersehen. Auch von meinem Bruder verabschiedete ich mich. Er war mir in all der Zeit ein wertvoller Halt gewesen.'

Rosa fragt: ‚Wie hast du dich verständigt? Konntest du die Sprache?‘

‚Ich war ohne Portugiesisch-Kenntnisse nach Brasilien gekommen. Wie ich das aufgeschnappte *Calor* sofort in Verbindung brachte mit der grässlichen Hitze, so hielt ich es mit allen Ausdrücken, die ich vernahm. Ding und Bezeichnung, Tätigkeit und entsprechendes Wort hatte ich mir stets eingepägt und innert kurzer Zeit die Fähigkeit erlangt, mich zu verständigen. Hände und Füsse waren mir dabei behilflich.‘

Die Zuhörerinnen lachen. Rita ergänzt: ‚Ausserdem kam dir deine Mehrsprachigkeit zugute. Neben Deutsch und Italienisch konntest du ja auch Französisch. So weit ich weiss, ist das Portugiesisch sehr stark mit dem Italienisch verwandt.‘

‚Richtig. - Mein Geld reichte gerade noch für die Heimreise. Bevor ich mich weiterbilden konnte, musste ich neue Mittel erwerben. In Genf leistete ich während sechs Monaten fast Übermenschliches, um ein paar tausend Franken zusammenzubringen. Tagsüber versah ich private Pflegestellen, die andere Hälfte der 24 Stunden arbeitete ich als Nachtschwester in einem Spital. Für mich lief alles so selbstverständlich, dass ich die Überlastung nicht spürte. Ich verglich mich mit Soldaten im Manöver, die dort Anstrengungen vollbringen, die sie im Zivilleben kaum durchstehen würden.

Aber selbst eine Frau wie ich konnte auf die Dauer nicht über ihre Kräfte leben. Manchmal packte die Müdigkeit mich unsinnig. Mit kleinen Tricks brachte ich mich durch. Ging ich beispielsweise durch den Spitalkorridor, so schloss ich auf kurze Distanzen die Augen, um diese ein wenig auszuruhen. In den seltenen freien Augenblicken streckte ich mich auf brettharten Unterlagen aus.

Ich stand das halbe Jahr durch. Für 2000 Franken durfte ich in die Hebammenschule St. Gallen eintreten. In diesem Betrag waren das Hebammenköfferchen und die Instrumente inbegriffen.

Daneben blieb mir noch eine nette Summe zur weiteren Verfügung. Bevor ich den Kurs antrat, besuchte ich für einige Tage meine Schwester Rebecca. Dort schlief ich fast besinnungslos durch. Ich war also kein Übermensch ...

In St. Gallen begann eine strenge, aber an Lernmöglichkeiten reiche Zeit. Bis zu zehn Geburten in einer Nacht wohnte ich bei. Am Tag sass ich im Theoriesaal und arbeitete auch praktisch. Da mein Vorgesetzter wusste, dass ich an einen Ort zurückkehren würde, an dem ich weitgehend alleine durchkommen musste, bildete er mich auch für komplizierte Fälle aus. Ich erhielt das Diplom als Hebamme.'

Anna fragt: ‚Lernete Rebecca nicht auch Krankenschwester?‘

‚Doch. Wie ich machte sie den Abschluss beim Roten Kreuz. Sie half mir während vielen Jahren in Brasilien.

Über ein Jahr war vergangen, seit ich Cuiaba verlassen hatte. Ich stand mit meinem Bruder in regem Briefwechsel. So erfuhr ich, dass sich seit meiner Abreise im dortigen Frauenspital tatsächlich einiges gebessert hatte. Ein zweiter Arzt und eine gelernte Krankenschwester waren dazugekommen. Im gleichen Schreiben aber stand der Notruf eines Missionarsehepaares aus einer Ortschaft etwas über hundert Kilometer weiter nördlich. Dort war keinerlei ärztliche Betreuung dagegen um so grösseres Elend anzutreffen. Benjamin fragte an, ob ich mich entschliessen könnte, dorthin zu gehen. Eingehendere Schilderungen ersparte er sich. Natürlich wäre ich auch im Frauenspital herzlich willkommen gewesen. Er bat, mich zu entscheiden, falls ich meine Pläne nicht geändert und mich vom bequemen Leben in der Heimat hatte umstimmen lassen.

Kannte er mich so schlecht, mein Herr Bruder? Oder war er besorgt um mich, weil ich äusserlich gar keinen robusten Eindruck machte? - Wie dem auch war, ich zögerte nicht lange: Ich entschied mich, dem Ruf der Missionare zu folgen. Es handelte sich offenbar um Nordamerikaner. Ich vermutete, dass sie nur zur Evangeliumsarbeit ausgebildet waren und den angetroffenen Verhältnissen hilflos gegenüberstanden.

Ich sprach mit meinem Chef: *Wie mein Bruder schreibt, findet sich dort im Umkreis von mehr als hundert Kilometern kein Arzt. Ich werde auf mich alleine angewiesen sein.*

Dieser schüttelte den Kopf: *Gibt es das, eine Ortschaft mit zweitausend Einwohnern ohne Mediziner?*

*Die dortigen Zustände sind für uns in Europa schwer begreiflich.*

Ich fand an allen Stellen Verständnis, an denen ich meine Ausbildung ergänzen wollte. In den Freistunden besuchte ich die Schulzahnklinik. Dort lernte ich, fachgerecht Zähne zu ziehen. In der Augenklinik unterwies mich die Ärzte in einfacher Augenbehandlung, besonders im Ausspülen des Tränenkanals.

Inzwischen war ein Brief vom Missionarsehepaar selber eingetroffen. Es drängte, ob ich nicht kommen könnte. Es bot an, den grössten Teil der Reisekosten zu übernehmen. Ausserdem gewährte es mir Unterkunft sowie Verpflegung auf seiner Station.

Ich hatte mich ja bereits entschlossen, jedoch gelernt, realistisch zu denken. Deshalb hatte ich eingesehen, dass mir die primitivsten Sicherheiten für ein längeres, zweckdienliches Wirken fehlten. Die Missionare boten mir diese; ich sagte endgültig zu.

Mit dem Rest meiner Ersparnisse kaufte ich chirurgische Instrumente, Zahnzangen, Injektionsspritzen, Medikamente, Verbandszeug. Das alles brauchte ich zum Einrichten einer eigenen Praxis.'

Graziella unterbricht: ‚Weshalb sagst du Praxis? Du bist ja keine Ärztin.‘

‚Diese Frage habe ich schon oft gehört. Wie du haben auch andere Freunde und Bekannte in der Schweiz gestutzt. Ihr haltet es für überheblich, dass eine Krankenschwester und Hebamme - trotz aller Spezialkenntnisse - so tat, als ob es sich um eine ärztliche Funktion handeln würde. Ich wusste jedoch aufgrund meiner Erfahrungen in Brasilien und den Schilderungen der Missionare, dass ich mich auf solche Aufgaben gefasst machen musste. Nie hatte ich mir eingebildet, mehr zu sein, als ich mir durch Schulung erworben hatte. Wenn es aber darum ging, ohne Arzt zu sterben, oder sich von einer Krankenschwester sogar chirurgisch behandeln zu lassen, dann ergab sich das letztere von selbst.‘

Etwas kleinlaut meint Graziella: ‚Entschuldige bitte, Rahel.‘

‚Im Laufe der Jahre lernte ich noch viel dazu vor allem Beweglichkeit und Entschlusskraft. Ich musste aus der Not eine Tugend machen und unter primitivsten Bedingungen Eingriffe wagen.

Doch als ich mich zur Abreise rüstete, stiess ich da und dort auf ein mitleidiges Lächeln, wenn nicht gar auf vorwurfsvolle Blicke. Die Leute glaubten, ich wüsste nicht, was ich aufs Spiel setzte, ich wäre mir meines Unternehmens nicht bewusst. Wollte dieses unscheinbare Appenzeller Ding mit ein paar Koffern den Urwald und die Steppe erobern? Wollte es unter Verhältnissen bestehen, die selbst den stärksten Mann auf die Dauer zermürbten?

Die Leute mochten mich anschauen und denken, was sie wollten. Ich bereitete mich zielstrebig vor. Ich nahm Abschied von den Schweizer Annehmlichkeiten und dem Wohlbehagen und bereitete mich vor auf ein Leben in Genügsamkeit. Bei meinem ersten Aufenthalt im Mato Grosso hatte ich einen Vorgeschmack erhalten, auf das was mich erwartete. Ich übte mich bereits in der Heimat auf den Verzicht, so würde er mir nachher leichter fallen.

Der Abschied nahte. Neben den Kopfschüttlern und WerweiSsern steckten mir verschiedene Freunde und Bekannte etwas Geld zu. Sie empfahlen, dass ich dafür Schoggi, feine Konserven oder Kleider kaufen solle.

Wie wenig muss man wirklich haben zum Leben und zum Glücklichein? Ich dankte für all die gutgemeinten Gaben. Ich besorgte von dem Geld Medikamente. Ich wusste, dass ich unter Umständen für eine nicht genossene Tafel Schokolade in einem kritischen Moment einer Mutter von zahlreichen Kindern das Leben retten konnte ... ‘

Rita fragt: ‚Klingt das nicht unwahrscheinlich?‘

„Ich hatte die Erfahrung gemacht, dass die brasilianischen Mischlinge noch nicht so an Pflückerchen und Spritzen gewöhnt waren wie wir. Deshalb wirkten bei ihnen oft auch kleinere Dosen Wunder.“

Der grosse Tag kam. Meine Schwester Rebecca begleitete mich mit ihrem Auto von Ascona nach Genua. Dort verabschiedete ich mich und bestieg das Schiff, das mich nach Santos brachte. Mit dem Autobus fuhr ich weiter nach Sao Paulo. Das Flugzeug führte mich nach Cuiaba, wo ich meinen Bruder wieder traf. Die beidseitige Freude war gross.

Am folgenden Tag stellte mir Benjamin das Missionarseehepaar vor. Mit seinem Kleinlaster fuhr es mich über die staubigen und holprigen Strassen nach Rosario-Oeste. Vor meinem künftigen, bescheidenen Heim warteten schon viele Mütter mit kranken Kindern, die herzerbrechend weinten.

So das reicht wieder für heute. Morgen berichte ich von meiner Arbeit auf der Missionsstation.“

Anna meint anschliessend zu ihr: „Mit deinen Erzählungen bekommt unser Leben einen neuen Sinn. Früher haben wir dahinvegetiert. Jetzt erwarten wir ungeduldig den nächsten Tag und die Fortsetzung. Auch wenn du nicht unter uns weilst, diskutieren wir über deine Erlebnisse.“

Rahel strahlt: „Das freut mich. Auch mir tut es gut, die Vergangenheit aufleben zu lassen.“

### **3. Missionsstation**

Schon den dritten Tag erzählt Rahel Steingruber ihren fünf Zuhörerinnen im Altersheim Brissago aus ihrem reicherfüllten Leben. Vorgängig meint sie:

„Heute weile ich das letzte Mal bei euch für einige Tage oder gar Wochen.“

Maria fragt: „Warum?“

„Wie ihr bemerkt habt und ich auch schon angetönt habe, leide ich seit einiger Zeit an einer Augenkrankheit. Meine Augen schmerzen immer mehr, und ich sehe immer weniger. Für morgen habe ich mich in eine Klinik bei Appenzell angemeldet. Dort werden mich die Aerzte untersuchen und operieren.“

Rosa meint: „Ich musste vorletztes Jahr eine Staroperation über mich ergehen lassen. Zum Glück war sie erfolgreich. Ich wünsche dir schon jetzt Erfolg.“

„Danke. - Rosario-Oeste liess mich nicht mehr los. Oeste steht, um die Ortschaft von anderen Gemeinden mit demselben Namen zu unterscheiden. Es befindet sich 125 Kilometer von Cuiaba entfernt in Richtung Amazonas. Die Distanz nach Rio de Janeiro beträgt 2300 Kilometer, Sao Paulo liegt etwas näher. Rund 2000 Leute lebten damals dort. Bei den meisten von ihnen handelte es sich um Mischlinge. Knapp hundert Kilometer entfernt stiessen Abenteurer auf die ersten Indianersiedlungen.“

Meine neuen Freunde und Arbeitgeber hatten vier Kinder. Dem fünften half ich später auf die Welt. Zur Station gehörte eine winzige Kirche. Dort hielten die Missionare den Gottesdienst, wenn sie sich nicht weiter im Landesinnern befanden. Ein Lehmhäuschen diente mir als Unterkunft. Es bestand aus zwei Räumen. In den einen stellte ich Bett, Tisch und Stuhl. In

meinen beiden Koffern bewahrte ich ausser meinen persönlichen, notwendigen Habseligkeiten die Instrumente und Medikamente auf. Den zweiten Raum plante ich als Sprechzimmer.

Die Entwicklung überrollte mich: Zwischen den getünchten Wänden lagen bald Kranke. Auch mein Zimmer teilte ich mit hilfeschuchenden Mitmenschen. Mit einem Paravent versuchte ich, eine gewisse Privatsphäre zu bewahren.

Mein Bruder tauchte wenige Minuten nach unserer Ankunft auf, um nach mir zu sehen. Er machte es sich zur lieben Gewohnheit, ein oder zwei Mal im Jahr herüberzufahren. Bei diesem Willkommenbesuch brachte er ein Blech mit, das er weiss gestrichen und mit einem roten Kreuz versehen hatte. Er befestigte es mit einem kräftigen Balken über der Haustür. Damit war die medizinische Hilfsstation sichtbar gekennzeichnet.

Weiterer Ankündigungen bedurfte es nicht. Ich hatte gleich alle Hände voll zu tun. Die Leute standen dichtgedrängt in der Nähe, als Benjamin meine Koffer ins Haus trug. Sie schoben sich gegenseitig zur Tür herein und umlagerten mich, als ich auszupacken begann. Eine junge Frau trug ein Kind mit vereiterten Augen auf dem Arm. Ich unterbrach meine Tätigkeit, untersuchte die Wunden, holte Tropfen und begann mit meiner Mission ...

In ihrem Gleichmut wussten diese armen Menschen oft gar nicht, wie krank sie waren. Wenn sie schmerzhaft spürten, dass etwas mit ihrem Körper nicht mehr stimmte, war es zu spät für eine Heilung. Für unsere Begriffe schauerliche Hausmittelchen brachten auch keinen Erfolg.

In meiner Person war wie von Gottes Gnaden eine weisse Frau erschienen, die ihnen half. Die gute Nachricht verbreitete sich blitzschnell in allen Richtungen des Amazonasgebietes:

Endlich kam Hilfe auch für die Armen!

Aber ich musste mit wenig Medikamenten vielen Menschen helfen. Wegen Platzmangel in der kleinen Klinik legte ich bis zu drei Notfälle quer in mein Bett. Unter die Füsse stellte ich eine kleine Bank. Wollte ich nachts selber ein wenig ausruhen, nahm ich mit dem Operationstisch vorlieb. Für zwei Betten fehlte der Platz.

Am raschesten wirkten Fiebertabletten, die ich halbierte oder gar vierteilte. Wichtig für diese Leute war im Moment, dass sich überhaupt jemand um ihre Gebrechen kümmerte. Auf die eine Seite erinnerten diese Mitmenschen mich an Kinder, die entdeckten, dass irgendwo etwas los war. Auf der andern Seite umlagerte sehr rasch die wirkliche, namenlose Not meine Praxis. Wir kennen sie unter den Namen Blutarmut, Eiterungen, Wurmkrankheiten, Malaria, Lepra, Aussatz, Syphilis, usw.

Als Bank vor dem Haus dienten zwei leere Kisten mit einem Brett darüber. Darauf sassen die Gebrechlichsten. Die meisten Patienten mussten jedoch stehen. Ich stiess den Riegel bei der Tür vor. Der Grossteil dieser Leute hatte zuhause nur eine Kuhhaut im Türrahmen. Sie waren es gewohnt, überall einzutreten und willkommen geheissen zu werden. Ich dachte auch nicht daran, sie abzuweisen, aber wie konnte ich ihnen helfen, wenn ich vom Ansturm beinahe an die Wand gedrückt worden wäre?

Es dauerte seine Zeit, bis sich Schwester und Patienten gegenseitig verstanden und das Ambulatorium richtig funktionierte. Letztere mussten begreifen, dass ich nicht zaubern

sondern nur einen nach dem andern behandeln konnte. Auch die primitiven Bettstellen und Hängematten füllte ich nicht planlos. Es gab Verzweifelte, die warten mussten; ich war oft ebenso machtlos beim Ansturm des Elends, dessen ich mich nur nach und nach annehmen konnte.

Die Kunde von meinem Hiersein erste Berichte von erfolgreichen Behandlungen machten in Windeseile die Runde. Die Nacht wurde für mich zum Tag: Leute setzten sich in der Abenddämmerung in Marsch, weil am Tag die Sonnenbestrahlung mörderisch war und langten zum Beispiel gegen zwei Uhr morgens vor dem bezeichneten Blechschild an. Sie klopfen an die Tür. Sollte ich mir die Ohren verstopfen? Sollte ich barsch hinausrufen, sie sollten sich gedulden, bis es Morgen sei? Der anbrechende Tag würde neue Hilfesuchende bringen ...

Täglich begegnete ich neuen, anderen Problemen. So erschienen Kranke oft mit ihrer ganzen Sippe. In dieser erkannte ich vielfach weitere Patienten, nur war bei ihnen das Leiden noch nicht so ausgeprägt. Wenn ich ihnen aber in diesem frühen Stadium half, bewahrte ich sie unter Umständen vor schwerem Siechtum.

Als Ambulanz diente bald ein einrädriger Schubkarren. Eine Familie hatte so einen Angehörigen hergebracht. Sie liess ihn als Dank zurück. Wenn es draussen zu rumpeln begann, wusste ich, dass der Krankenwagen kam. Befand er sich nicht im Einsatz, lehnte er stets neben der Tür des Behandlungsraumes. So konnte ihn jedermann holen, wenn er ihn für einen Notfall brauchte.

Die grosse Tageshitze und der beständige rote Staub trocknen die Kehlen aus. Das führt dazu, dass die Menschen ständig spucken. Die Männer kauen ausserdem oft Tabak oder anderes Zeug. Es lässt sich leicht vorstellen, wie sauber die Böden jeweils sind. - Ich musste dem in meinem Häuschen Abhilfe schaffen. Ich hingte ein Blatt an die Wand, mit der Aufschrift: Es ist verboten, auf den Boden zu spucken! Ich bat diejenigen Leute, die lesen konnten, auch die andern entsprechend zu informieren. Vorsorglich stellte ich ausserdem mehrere Büchsen als Spucknapfe auf. Die Reizung an den ausgetrockneten Schleimhäuten und der Drang, sich davon zu befreien, waren jedoch zu gross. Ich merkte das, als ich einem Knaben einen Zahn zog. Klatsch! Über meinen Kopf hinweg flog eine braunklecksende Dekoration an die Wand. Trotz den Büchsen erduldeten meine Wände eine unappetitliche Bombardierung. Es dauerte seine Zeit, bis alle Besucher begriffen, dass die weisse Frau etwas gegen diesen Wand- und Bodenschmuck hatte.'

Rahel trinkt einen Schluck Kaffee. Graziella schüttelt sich und meint:

„Das wäre nichts für mich. Ich hasse Leute, die in der Öffentlichkeit spucken. Hut ab, vor dem was du unter diesen widrigen Umständen geleistet hast. Ich glaube, ich hätte es keinen Tag dort ausgehalten.'

Die Krankenschwester lächelt und fährt fort:

„Dona Rachele, wie mich die Einheimischen nannten, lernte Krankheiten kennen, die in keinem Lehrbuch standen. Fast immer waren die Leute von ganzen Krankheitskomplexen befallen. Eine harmlose, aber unbehandelte Fleischwunde wird in der mörderischen Hitze gleich von Parasiten und Krankheitsträgern heimgesucht. Würmer, Fleischfrass bis auf die Knochen,

Hautkrankheiten und eitrige Schwärwunden machen den Anfang. Dann kommt das Gelbfieber. Dieses geht einher mit beinahe angeborenen Mangelkrankheiten. Die Syphilis ist weitverbreitet und die Malaria ist kaum auszurotten.

Zu den körperlichen Leiden gesellt sich die unbeschreibliche materielle und seelische Not dieser Menschen. Fast alle sind unterernährt, am schlimmsten die sozusagen ständig hungernden Steppenbewohner. Sie essen Schlangen, Raupen und sogar Erde, wenn die Jagd nichts eingebracht hat. Ausser in den Städten fehlt es an Arbeitsplätzen und damit an Verdienstmöglichkeiten. Vor allem die Älteren verlieren jeglichen Antrieb, jede Lebensenergie. Die Jüngeren suchen nicht selten den Ausweg in dem, was wir Kriminalität nennen. In ihren elenden Verhältnissen ist sie fast überlebensnotwendig und deshalb verständlicher.

Im Mato Grosse herrscht das Gesetz des Stärkeren. Gewalt gehört zum Leben. Nicht selten tötet einer den andern im Streit - oft aus einem nichtigen Anlass. Kommt der Täter ins Gefängnis, sinkt die Familie noch tiefer ins Elend. Ich zahlte unzählige Kauttionen, um Familienvätern zu helfen.'

Maria seufzt: ‚Solche Zustände waren bei uns bis vor kurzem fast undenkbar. Ich hörte jedoch von meiner jüngeren Schwester in Zürich, dass dort wegen der Drogenszene und den Händlern bald ähnliche Zustände herrschen. So weit sind also Brasilien und die Schweiz nicht mehr entfernt.‘

‚Auch ich erinnere mich an einen Fall von Gewalt. Natürlich war es nicht der einzige, aber er fällt mir gerade ein: Ich hatte eine Geburt hinter mir, als mich ein Mitarbeiter zu einem Unfall vor der Station rief. Ich gab dem Verletzten eine blutstillende Spritze. Da drängte ein zerlumpter Indio peitschenschwingend durch die Menge der Gaffer. Er packte mich am Arm, riss mich von meiner Arbeit weg und zerrte mich unter Drohungen und Schlägen zu seiner Frau in eine armselige Hütte. Seine Gattin hatte einen Kollaps erlitten. Ich brachte sie schnell wieder auf die Beine. Ich war überwältigt von der Dankbarkeit, der rührenden, kindlichen Anhänglichkeit dieses anscheinend so gewalttätigen Mannes.

Ein Vater brachte sein Büblein in den Behandlungsraum. Der Leib war mächtig geschwollen, die Haut von Würmern angefressen. Ich behandelte es mit gevierteilten Fiebertabletten. Ich stellte fest, dass der Magen mit Erde gefüllt war. Ich gab dem kleinen Patienten Abführmittel und spritzte ihn gegen Starrkrampf. Mit Vitaminzufuhr bekämpfte ich die Verwurmung. Nach einer Woche konnte der Knabe wieder heim zu seiner Familie. Ich gab ihm vorsorglich einige Vitamintabletten mit. Wenigstens fürs erste war ihm geholfen.

In einer Hängematte brachten mir Mischlinge einen an Syphilis leidenden, todkranken Mann. Ich diagnostizierte an dem 35jährigen eine Nierenvereiterung, das heisst, unter der Haut hatte sich ein grosser Eitersack gebildet. Ich stach ihn auf, spülte ihn und behandelte ihn mit Antibiotika. Eine Niere war noch intakt. Nach zehn Tagen entliess ich den Patienten. Für mich war er ein weiteres Beispiel dafür, dass der Heilungsprozess viel rascher verläuft als in meiner Heimat.

Ich behandelte einen 16jährigen Jüngling, der nie richtig gehen gelernt hatte und immer fiebrig war. Er litt unter Lähmungserscheinungen, plötzlichem Schielen, Verkrampfungen,

manchmal war er unfähig zu schlucken. Ich gab Medikamente, turnte mit ihm und massierte ihn.

Die *Ambulanz* führte einen älteren Mann zu mir. Der Kiefer war starr, die Hände zusammengebunden. Er war blutarm, dem Hungertod nahe. Ich spritzte ihm Kochsalzlösung ins Muskelgewebe und unterstützte Herz und Lunge. Später führte ich Plasma in die Venen, gab ihm Vitaminpräparate und liess ihn in kurzen Abständen etwas trinken. Die schon ganz harte Zunge weichte ich mit Glyzerinkompressen auf. Der Patient erholte sich von Stunde zu Stunde. Tibursio, wie er hiess, meinte, dass ihn noch nie jemand so gepflegt hatte. Er wäre am liebsten bei mir geblieben.

Ein vierzehnjähriges Mädchen gebar ein fünf Kilo schweres schon totes Kind. Die Mutter war hochgradig blutarm, selber dem Tod nahe. Die Missionare und ich rangen eine Nacht lang um das verlöschende Leben; wir hatten Erfolg.

Auch mit dem Schluss eines tollen Festes bekam ich es zu tun. Halbbetrunkene schleppten in einer Hängematte einen Verblutenden her, das Opfer einer Messerstecherei. Ein Zauberdoktor hatte ihm Erde in die Wunde gestreut, sie mit Baumwolle und gar mit Katzenhaaren verstopft. Bei elender Petroleumbeleuchtung reinigte ich alles, stillte das Blut, desinfizierte und nähte den Schnitt.

Mit allen möglichen Unfällen wurde ich konfrontiert. So klemmte sich ein Mann beim Zuckerrohrpressen die Hand ein. Alle fünf Finger waren halb oder komplett zerdrückt. Ich konnte nur einen nach dem andern behandeln. Es gab viel Arbeit. Die Finger erholten sich gut. Wie durch ein Wunder wuchsen später neue, gesunde Nägel nach.

Wie leicht Fleischwunden verheilen, erlebte ich an dem Fischer, der sich an einer Blechbüchse im Wasser fast die ganze Beere einer grossen Zehe weggeschlitzt hatte. Die Zehe hielt nur noch an einem Stücklein Haut. Der Verletzte brachte so die mehreren 100 Meter bis zu mir hinter sich. Ich säuberte die Wunde, behandelte sie mit einer Kochsalzlösung und legte einen satten Verband an. - Die Beere wuchs wieder fest!

Oft riefen Menschen mich in Lehmhütten, in denen Kranke fiebernd, mit Geschwüren bedeckt, ja sterbend in Hängematten oder auf Kuhfellen am Boden lagen. In diesen völlig möbellosen Behausungen musste ich die Hilfesuchenden meist mühsam auf den Knien pflegen. In Rosario-Oeste gab es keinen einzigen Wasserhahn. Auch sonst liess die Wasserversorgung zu wünschen übrig. Regnete es lange nicht, konnten selbst die Tiefbrunnen austrocknen. In diesen Zeiten beteten die Armen im Steppengebiet um einen Regen.

Arbeitete ich auf meiner Station, holten mich die Leute in die Hütten. Half ich dort, stauten sich die Patienten vor meiner Tür und warteten. In der Regel waren sie geduldig. Ein Mann aus der Umgebung machte jedoch eine Ausnahme. Ich behandelte in der Praxis eine Frau, die stark blutete. Ein Reiter kam und wollte mich zu seiner schwerkranken Gemahlin holen. Ich versprach, so rasch als möglich zu kommen, musste jedoch zuerst die Blutungen zum Stillstand bringen. Das erwies sich als nicht einfach. Nach zwei Stunden erschien der Mann wieder. Wutentbrannt schwang er die Peitsche und fragte, ob ich seine Frau sterben lassen wolle.



Ein Haufen Schaulustiger staute sich vor dem kleinen Haus. Niemand wagte, dem Tobenden entgegenzutreten. Wo ich die Kaltblütigkeit hernahm, um ihn zur Vernunft zu bringen, weiss ich nicht. Ich zerrte ihn vor die immer noch blutende Patientin. Sein Gesicht verfärbte sich. Jetzt wartete er, bis ich weg konnte. Dann ritten wir zusammen zu seiner Frau.

Die Dankbarkeit der Leute war rührend. Selten vermochte jemand auch nur etwas für die Medikamente zu zahlen. Aber sie gaben, was sie hatten: Maniokwurzeln, einen Kürbis, ein Ei oder was sie sonst Essbares auftreiben konnten. Sogar ein Gürteltier wollte mir jemand schenken. Solange ich bei den Missionaren ass, brachte ich die Naturalien in die gemeinsame Küche. Später bereitete ich das Mahl selber zu.'

Rosa stellt fest: ‚Du hast gefährlich gelebt.‘

‚Ich sorgte mich, wovon ich Medikamente kaufen sollte. Der aus Europa mitgebrachte Vorrat schmolz zusammen. Ich machte mir eine Eigentümlichkeit der Riesenstadt Sao Paulo zunutze. Wie seinerzeit Bettelmönche begab ich mich mit einem Sack auf dem Rücken in eine bestimmte Strasse, in der viele Ärzte praktizieren. Ganze Wohnblöcke sind von Medizinern belegt. Ich klopfte einen nach dem andern ab und sagte mein Sprüchlein auf. Die Herren in den weissen Kitteln öffneten die Schublade, in der alle Müsterchen lagen, die sie von chemischen Fabriken und Laboratorien erhalten hatten. Dosierungen und Gebrauchsanweisungen waren aufgedruckt oder lagen als Broschüre bei. Deshalb wusste ich, wie ich die Medikamente anwenden musste.

Solche Sao Paulo-Tage brachten in der Regel gute Ernte. Nur zwei Ärzte schlugen mir die Tür vor der Nase zu. Ich fragte mich warum? - Konkurrenzneid konnte es nicht sein. Ich rätselte nicht lange und versuchte mein Glück bei der nächsten Praxis. So wirkte ich weiter, ohne mich in Unkosten zu stürzen, die ich mir nicht leisten konnte.

Selbstverständlich liess sich nicht alles so regeln. Zum Glück wuchs die Zahl meiner Freunde und Gönner in der Schweiz. Es flossen allerdings nicht Hunderter oder gar Tausender auf mein Konto. Aber auch kleine Gaben wirkten Wunder, wenn jemand sparsam damit umging und stets an der unteren Grenze des dringend Notwendigen blieb. Es mag sein, dass es eine Kunst ist, das zu schaffen. Mir war es jedoch gegeben und es kam mir immer wieder zustatten. Oft hing einiges davon ab, dass ich die letzte Tablette in so kleine Bröcklein zerteilte, dass sie gerade noch wirkten.

Ich hatte auch in der Heimat einfach und ohne Luxus gelebt. Ich hatte also nicht auf ein gesichertes, sorgenfreies Leben verzichtet. Auf der andern Seite beeindruckten mich die Fröhlichkeit, die Lockerheit und die positive Einstellung der Brasilianer. Sie passten besser zu meinem offenen Charakter als die oft in sich gekehrten, zurückhaltenden Germanen.'

Die fünf Zuhörerinnen lächeln. Anna meint: ‚Das können wir uns vorstellen. Jede von uns kennt den Unterschied zwischen uns Tessinern zu den Deutschschweizern und Deutschen. Wir Latinos verbreiten mehr Lebensfreude.‘

‚Erhielt ich als Dank Blumen von Patienten, nahm ich diese in der Regel wehmütig verschmitzt lächelnd entgegen. Ich kannte deren Standort genau: Neben meiner Lehmklause unterhielt ich ein winziges Gärtchen. Die Kranken zupften die Pflanzen dort ab, wenn ich mich auf Patientenbesuch befand.

1959 lud mich eine brasilianische Fernsehstation ein, von meiner Tätigkeit zu erzählen. Es kam einiges an Geld, Naturalien und Medikamenten zusammen. Darunter befand sich auch ein alter Lehnstuhl. Dieser leistet mir heute noch treue Dienste, vornehmlich als Bettersatz, wenn mein Spital wieder einmal überfüllt ist. Ich benutze das altvertraute Möbel häufig, wenn ich in Brasilien weile.'

Graziella fragt: ‚Du erzählst uns richtige Horrorgeschichten, Rahel. Gibt es im Mato Grosso so viele Krankheiten oder sind die Brasilianer so anfällig?‘

‚An verschiedenen weitverbreiteten Leiden trägt die Ernährung schuld. Sehr rasch verderben in der Region Esswaren. Stellt jemand Teigwaren oder Mehl unverschlossen auf, so wimmelt es innert drei Tagen darin von Würmern. Schuld ist die anstehende, feuchte Tropenhitze. Fliegeneier erwachen im Nu zum Leben.

Kratzen sich die Menschen bei Juckreiz, sind die Fliegen augenblicklich zur Stelle und legen ihre Eier in die geringste Schürfwunde. Würmer schlüpfen aus. Wie sollen sich unwissende, primitive Eingeborene dagegen wehren? Im fortgeschrittenen Stadium der Verwurmung sind sie ohnehin hilflos.

Wildschwein- oder Kuhfleisch vermischen sie mit Maniokmehl und braten es nur leicht an. Weiss man, dass die Metzger die geschlachteten Tiere einfach im Freien aufhängen, wo sie Fliegenschwärme belagern, gilt es als Wunder, dass nicht mehr Leute an Infektionen sterben. Schon im frühen Kindesalter, geschieht hier eine harte Auslese. Wer am Leben bleibt, der ist bis zu einem gewissen Grad immun, dessen Körper besitzt genügend Abwehrstoffe gegen die Verseuchung.

Viele Kinder befällt der Starrkrampf. Die Eltern suchen die Ursache an einem andern Ort. Sie behaupten, der neidische Nachbar hätte sie mit dem bösen Blick verhext.

Kaum jemand pflanzt und isst Gemüse. Dabei wäre das Land ein wahres Paradies. Die einzige Einschränkung ist, dass genügend Regen fällt. Jahr um Jahr sucht jedoch eine furchtbare Trockenheit Mensch und Tier heim. Die Luftfeuchtigkeit genügt bei dieser Hitze nicht, den Wasserbedarf der Flora zu decken.

Mit einer sinnvollen Bewässerung liesse sich manches retten. So ist auf diese Art in den letzten Jahren in der Region von Petrolina am Rio San Francisco ein richtiger Garten Eden gewachsen. Im Mato Grosso gedeihen zum Beispiel herrliche Kürbisse; die Eingeborenen verfüttern sie den Schweinen. Nicht alleine die Unterernährung sondern auch der Vitaminmangel führt zu Blutarmut und Krankheiten. Die Menschen denken nicht daran, sich mehr als unbedingt nötig um das Essen zu bemühen. Vom Nährwert der einzelnen Speisen haben sie keine Ahnung. Ich lernte die Papaya kennen, eine melonenähnliche Frucht, die an Bäumen wächst. Ausserdem bereitete ich zwei Blattpflanzen wie Spinat zu. Wenn ich Leute überzeugen wollte, diese zu essen, meinten sie, sie seien keine Tiere und würden kein Gras essen.

Im Amazonasgebiet vertilgten Schwerarbeiter ihr Leben lang nur Reis, dürre Bohnen und Fleisch. Immerhin erzielte ich im Laufe der Jahre gewisse Erfolge.'

Rita ergänzt: ‚Ich habe auch von Brasilianerinnen in der Schweiz gehört, dass sie zuerst Mühe bekundeten mit unserem Essen. Kopfsalat oder Spinat gehören in ihrer Heimat offensichtlich nicht auf den Speiseplan.‘

‚Die Mahlzeiten bestanden bei den Missionaren meist aus Bohnen und Reis mit gedörrtem Fleisch oder Eiern. Auch existierte ein Vorrat an Büchsenkonserven. Später als ich alleine war und selber kochte, sorgte ich für Gemüse und Salat aus dem eigenen Garten. Ich bereitete mir Suppen zu, zog Kürbisse und Beeren und kochte Konfitüre ein. Dass auch bei mir die Maniokwurzel eine Hauptrolle spielen musste, versteht sich. Bei der grössten Arbeitsüberlastung bemühte ich mich, immer ein nahrhaftes Essen zusammenzustellen, selbst wenn ich bis mitten in der Nacht damit zuwarten musste. Wie jeder Motor braucht auch der Mensch seinen Treibstoff und zwar in zweckmässiger Zusammensetzung. Das wissen wir *Aufgeklärten*. Es ist unsere Schuld, wenn wir aus Bequemlichkeit oder Unlust nicht das Nötige tun. Der Primitive weiss davon nichts. Er kennt nur Hunger- und Durstgefühl und kommt im Alter nicht viel über das kindliche Vollstopfen des Bauches mit Erde hinaus, wie ich es oft angetroffen habe. Diese Menschen wissen später einzig, dass Erde nicht gut schmeckt, dass sie unangenehm ist zwischen den Zähnen. Selbst Erwachsene versuchen, ihren Hunger mit dem Essen von Erde zu beschwichtigen.

Nach acht Jahren verliessen die Amerikaner mit ihren fünf Kindern den Ort. Ihre Organisation versetzte sie nach Sao Paulo. Bis die Nachfolger kamen, blieb ich alleine auf der Station. Nachher musste ich meine Lehmhütte räumen. Die neuen Verwalter brauchten die *Klinik* für andere Zwecke. Ausserdem wollten sie keine Patienten mehr. Wie ihre Vorgänger hatten sie Söhne und Töchter. Doch im Gegensatz zu diesen fürchteten sie sich, dass sich die Kleinen mit Krankheiten anstecken könnten. Überhaupt stellte ich fest, dass sie eine panische Angst vor Tropenkrankheiten hatten. Ich dachte mir, jeder müsste selber mit sich abmachen, wie er seinem Gott dienen wollte.‘

Sie schlürft den letzten Schluck des inzwischen kalten Kaffees.

‚Nach meiner Rückkehr aus der Deutschschweiz erzähle ich euch vom Aufbau meines eigenen Hilfswerkes, falls euch meine Geschichten immer noch interessieren.‘

Die alten Frauen nicken und meinen im Chor: ‚Ja. Wir freuen uns darauf.‘

Anna Pedroni fragt: ‚Weisst du, wie lange du bleiben musst?‘

‚Nein. Ich habe keine Ahnung. Aber es ist denkbar, dass ich erst nach zwei oder drei Wochen entlassen werde.‘

Alle wünschen ihr viel Erfolg und gute Genesung.

#### **4. Aufbau des eigenen Hilfswerkes**

Mehr als zwei Wochen warten die Bewohnerinnen des Altersheims Brissago, bis Rahel Steingruber wieder bei ihnen das Mittagessen einnimmt. Noch immer schützt die dunkle Brille ihre Augen. Die Krankenschwester setzt sich zu ihren Freundinnen.

Anna Pedroni fragt: ‚Wie ist es dir ergangen? War die Operation erfolgreich?‘

„Ich weiss es nicht. Bis gestern musste ich in der Klinik bleiben. Mit dem linken Auge sehe ich nichts mehr. Das rechte haben mir die Ärzte operiert. Sie sagten, es hätte eine Infektion gehabt. Es schmerzt mich noch immer. Nur dank Augentropfen halte ich es aus. Auch die Sicht ist nicht besser. Ich traue diesen Leuten nicht. Stellt euch vor, was passiert, wenn ich erblinde. Die Armen in Brasilien brauchen mich noch!“

Rosa mischt sich ein: „Wie ich erzählt habe, musste ich vorletztes Jahr eine Staroperation über mich ergehen lassen. Meine Tochter, die mit ihrer Familie in Basel lebt, empfahl mir eine Augenärztin in Lörrach, die einen sehr guten Ruf geniesst. Diese untersuchte mich und gab mir homöopathische Mittel. Für den ambulanten Eingriff schickte sie mich zu einem Kollegen in einem Vorort von Basel. Am selben Tag konnte ich wieder nach Hause.“

Rahel meint gedankenversunken: „Wenn sich in den nächsten Tagen keine Fortschritte einstellen, will ich mit dieser Spezialistin Kontakt aufnehmen. Gibst du mir bitte nach dem Essen ihre Adresse?“

„Selbstverständlich.“

Da es an diesem Tag regnet, vertauschen die Frauen die Terrasse mit dem Aufenthaltsraum. Rahel trinkt einen Schluck Kaffee und erzählt:

„1959 zog ich aus der Lehmhütte der Missionsstation aus. Ich fand leicht einen nahegelegenen Ersatz, allerdings war dieser recht alt und baufällig. Da ich ihn kaufen musste, war mir der schlechte Zustand für den Moment nicht unwillkommen: Der Preis war entsprechend tief. Ich war überzeugt, dass sich die Lage mit der Zeit bessern würde.“

Graziella unterbricht: „Woher hattest du das Bargeld, um den Kaufpreis zu zahlen?“

„In jener Zeit half ich verschiedentlich für einige Monate im Operationssaal für Knochenbrüche im Samariterspital von Sao Paulo. So verdiente ich einiges an Geld und sammelte neue Erfahrungen. Ausserdem wuchs die stille Gemeinde meiner Freunde und Gönner von Jahr zu Jahr. Ich hatte begonnen, in Rundbriefen von meiner Tätigkeit zu berichten. Offenbar vermochten diese, manche Hand gebefreudiger zu machen. Es handelte sich um Beträge, die nicht von grossen Bankkonti abgezweigt sondern aus den laufenden Einkommen erspart wurden. Entsprechend war ihre Höhe. Aber wie wertvoll würden zweihundert Franken im entscheidenden Augenblick sein ...“

Rosa fragt: „Hat dir das Geldeintreiben niemand abgenommen?“

„Doch. Es gab immer wieder hilfsbereite Menschen in der Schweiz, die mir beim Verwalten halfen. Wenn ich jedoch sehe, wie Hilfswerke präsentiert und *vermarktet* werden, bereue ich, dass wir nicht mehr gemacht haben. Ich hätte noch unzähligen Notleidenden helfen können. Aber ich bin nur eine Person.“

Maria meint: „Du hast recht. Heute werden wir mit Bettelbriefen geradezu überschüttet. Aus der Fülle ist es schwierig, die förderungswürdigen herauszupicken. Ich bin überzeugt, viel mehr Leute wären glücklich gewesen, dein Werk unterstützen zu können.“

„Mein neues Reich bestand aus drei kleinen Räumen. Die Wände und Böden waren von Termiten zerfressen. Türen gab es keine, weil der Platz fehlte, sie zu öffnen. Als Ersatz dienten

Vorhänge. Nur die Haustüre liess sich zumachen und schliessen. Wegen der Hitze war das Dach ringsum offen. Einmal wehte mir der erfrischende Nachtwind eine Tarantel herein. Diese klatschte mir auf die Wange, als ich schlief. Ich erwachte recht ungemütlich.

Mein Bett stand in einem der grösseren Zimmer. Der alte Lehnstuhl - das Ersatzbett - wartete daneben geduldig auf mich. Ein weiteres Bett und ein kleiner Tisch vervollständigten das Mobiliar zu ebener Erde. Die Hütte bestand selbstverständlich nicht aus mehreren Stockwerken. Als zweite Lage hatte ich einige Hängematten aufgehängt, die kreuz und quer über alles hinweg schaukelten. Meistens waren sie von Patienten belegt. Mit der Zeit drängte sich eine andere Lösung auf, weil die Hauswände dem Gewicht nicht mehr standhielten.

Das dritte und kleinste Zimmer musste als Zahnklinik, Küche, Sprech- und Essraum in einem erhalten. Wo sollte ich sonst die Patienten behandeln, Wunden pflegen, gebrochene Glieder schienen und Zähne ziehen? In der Küche kochte ich nicht nur für mich. Neben den Bettpatienten kamen Leute mit ihren Familien von weit her zur ambulanten Behandlung. Sie hatten nicht an Proviant gedacht. Die weisse Frau, von der sie so viel gehört hatten, würde nicht so sein, wenn sich der Hunger meldete! Sie hätten auch ihre Gastfreundschaft gezeigt, wenn ich unangemeldet in ihre Hütte getreten wäre. Diese Denkweise gehörte zur Mentalität der einfachen Menschen. Oft musste ich mein Esszimmer auf die Bank vor der Hütte erweitern. Doch es funktionierte alles gut. Silberne Löffel kamen nicht weg, weil keine vorhanden waren. Selbst meine Blechteller blieben mir. Ich war beeindruckt von der Ehrlichkeit des Volkes. Die Leute lebten – wie schon früher erwähnt - meist nicht hinter Haustüren, sondern nur durch schwappende Kuhhäute von der Strasse getrennt in ihren Hütten.

Ich befand mich in Rosario-Oeste, das ursprünglich aus ein paar Häusern um einen Platz herum bestanden hatte. Im Laufe der Jahre kamen wahllos immer neue dazu. Mensch und Tier lebten nahe beisammen. So verbrachte unter meinem Bett jeweils eine riesige Stierkröte die Nacht. Ich kriegte deswegen keine Gänsehaut. In gewissen Abständen spritzte ich Insektengift, trotzdem zerfielen die Wände immer mehr. Die Termiten frassen sie buchstäblich.

Wäre ich nicht ein so optimistischer Mensch, hätte ich mich immer wieder fragen müssen, wohin mein ganzes Unterfangen führe. - Die Wartebank vor dem Haus war besetzt, daneben stand eine Traube ebenfalls ausharrender Menschen. Darüber hinaus wusste ich, wie unsagbar viel Elend es auf den Strassen und in den Hütten gab, an das ich nicht herankam. Denn ich hatte und habe nur zwei Hände und konnte mich nicht teilen, um allen zu helfen ... Woher erhielt ich genügend Medikamente und Verbandszeug? Wie sah es aus mit Betten oder Hängematten für die Schwerkranken?'

Graziella fragt: ‚Hat sich deiner nie ein Gefühl der Ohnmacht bemächtigt? Trotz all deinem Einsatz ist deine Arbeit ein Tropfen auf den heissen Stein.‘

‚Ich habe mir diese Fragen nie gestellt. Was wäre, wenn es diesen Tropfen nicht gäbe? Ich denke in seinem Zusammenhang nicht an den heissen Stein sondern eher an eine Zunge, die der Tropfen - wenn auch nur ein wenig - netzen kann. Auch der ausgiebigste Platzregen besteht aus einzelnen Tropfen. Ohne Tropfen gibt es nie Regen ...‘

Etwas kleinlaut meint Graziella: ‚Du hast recht. Das habe ich nicht bedacht.‘

„Ich bildete mir nicht ein, mehr bewirken zu können, als die Umstände zuließen. Es erfüllte mich mit Freude, wenn ich einem offensichtlich wildfremden Mann begegnete, der mich anlachte und plötzlich rief, ob ich ihn nicht kenne, er sei vor fünf Sommern bei mir gewesen.

Ich erinnerte mich an ein von Krankheit förmlich zerfressenes Gesicht. Dieses lachte nun. Der Mann war guter Dinge und lebte weiter.

Wer meine Arbeit für unglaublich hält, da eine einzelne in diesem riesigen Gebiet mit Tausenden von Menschen verschluckt wird, mag dies tun. Ich weiss es besser.’

Anna meint: „Für uns tönt es unwahrscheinlich, weil wir nie dort weilten und uns die Situation nicht vorstellen können. Ich bewundere dich und glaube, dass du besessen bist von deinem Tun.’

„Danke. - Wenn immer möglich marschierten die Kranken und Verletzten zu meiner Station, um sich behandeln zu lassen. Dafür nahmen sie selbst wochenlange Fussreisen in Kauf. Bereits das Überschreiten der Türschwelle schien eine Art magische Heilwirkung zu haben. Es war geschafft! Sie würden Hilfe erhalten und nicht zuhause, im Urwald oder auf der Strasse verrecken. Allein dieses Glücksgefühl bewirkte psychische Wunder.

Es gab aber auch Leute, die nicht mehr laufen konnten. Bei einigen wäre es selbst gewagt gewesen, sie in einer Hängematte herzutragen. Ausserdem sprach sich bald herum, dass man die weisse Schwester in die Eingeborenenhütten rufen konnte. Dies geschah zum Beispiel bei schweren Unfällen, bei Geburten oder wenn jemand infolge einer allgemeinen Schwäche im Sterben lag.

Meist klopfen diese Hilfesuchenden nachts an meine Tür, denn sie marschierten erst in der Dämmerung los. Die Dialoge waren ähnlich, wenn ich öffnete und fragte, was geschehen sei, antworteten sie, es sei sehr dringend. Auf meine zweite Frage, wo ihre Hütte stehe, lautete die Antwort: Gerade dort.

Dabei zeigten sie in die Dunkelheit hinaus. Anfänglich dachte ich noch naiv, *gerade dort* bedeute zehn Minuten oder eine Viertelstunde Weges. Ich musste jedoch lernen, dass damit Entfernungen von 40 bis 60 Kilometern gemeint sein konnten. In diesem Steppengebiet gab es keine markanten Anhaltspunkte für den Rückweg.

Bei den Bewohnern der Region handelte es sich meist um Mischlinge - Caboclos genannt - und Indianer. Sie befanden sich in einem lebenslangen Kampf gegen die schrecklichen Tropenkrankheiten und mussten oft dem Tod allzu früh in die Augen schauen.

Mit der Abholzung der Regenwälder und den Feuerrodungen verloren die Armen alles. Für mich gab es viel zu trösten und zu pflegen. Im Gegensatz zum vorletzten Satz sah ich oft vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr. Obwohl diese Menschen ihr Hab und Gut und auch ihre Gesundheit verloren hatten - oft nur noch besaßen, was sie auf der Haut trugen - war ihnen die Nächstenliebe nicht abhanden gekommen. Ich dachte mir des öfters, dass wir in der reichen Schweiz von diesen Leuten lernen könnten ...’

Maria stimmt ihr zu: „Allerdings. Bei uns streben alle nach noch mehr. Die Schwachen und wir Alten sind die Leidtragenden. Wer nimmt sich noch Zeit für uns oder schenkt uns etwas Liebe und Trost. Wir alle haben in unserem Leben einiges mitgemacht und geliebte Mitmenschen verloren. In diesen ging ein Teil von uns von dannen!’

Die andern Seniorinnen murmeln zustimmend und machen ein paar Bemerkungen. Rahel nutzt die Pause, isst ein Stück Kuchen und trinkt etwas Kaffee.

Anschliessend nimmt sie den Faden wieder auf: ‚Ich entwickelte mich notgedrungen zum Trapper und Pfadfinder. Ich brachte allerdings nicht die Marschkraft der Eingeborenen auf, waren doch unsere Körper und das Knochengestüt weniger widerstandsfähig. Die europäische Wohlstandsgesellschaft liess grüssen. Wegen den langen, strengen Märschen zog ich mir eine Knochenabnützung zu. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich in Sao Paulo operieren zu lassen. Die Aerzte des vorher erwähnten Samariterspitals verpflanzten mir ein Stück aus dem Beckenknochen in den Fuss. Für diesen Eingriff verlangten sie nichts, sie sahen es als Unterstützung meiner Arbeit. Seither ging es besser.

Nach dieser Erfahrung lernte ich reiten, allerdings nicht in einer Reitschule. Ich setzte mich auf ein gefügiges Pferd und begann, damit zu hoppelnd. Ich versuchte auch, mich bei Trab und Galopp im Sattel zu halten. Ein Freund rief mir einige Verhaltensregeln zu. Bald wurden Gesäss und Oberschenkel weniger wund; auch der Rücken schmerzte nicht mehr so sehr. So avancierte ich zur Reiterin, die ihre Steppenkundschaft mit fliegender Mähne erreichte.‘

Rita fragt: ‚Bist du nie vom Pferd gestürzt?‘

‚Nein, wenigstens nie schwer. - Das Mato Grosso ist ein riesiges Gebiet. Auf der Karte umfasst es 1'262'000 Quadratkilometer. Stellt euch das vor: mehr als eine Million gegenüber rund 40'000 der Schweiz. Selbst wenn ich mich 100 Kilometer von Rosario-Oeste entfernte, streifte ich es erst. Ich hatte gehört, dass jenseits der weiten Steppe - 800 Kilometer nördlich - der Urwald begann. Dort hausten die Indios.

Aus meiner Praxis kannte ich den einen oder anderen Stamm, den es bis in meine Umgebung verschlagen hatte. Es handelte sich um kräftig scheinende Burschen, die aber den Zivilisationskrankheiten hilflos ausgesetzt waren.

Wenn ich vor meiner Karte sass und diese zu Rate zog, bevor ich in die weiten Gebiete reiste, hätte ich wieder an den Tropfen auf dem heissen Stein denken können. Bis zur Urwaldgrenze waren es 800 Kilometer ...‘

Rosa unterbricht: ‚War diese Gegend dünn besiedelt?‘

‚Ja. Trotzdem fragte ich mich, wieviel menschliches Elend sie umfassen mochte. Ich dachte an die weiten Kautschukwälder, an die Zuckerrohrplantagen und an die unendlichen Steppen. Ich hatte auch von elenden Heimkehrern aus Diamantenfeldern im Norden und im Alto-Paraguay gehört. Für mich waren das noch blosser Namen. Blickte ich jedoch in die Gesichter der Hilfesuchenden, dann erfüllten mich diese nie gesehenen Landstriche mit Schrecken. Dabei handelte sich das erst um den Norden. Im Süden von Rosario-Oeste dehnen sich Sumpfgebiete aus, in denen ebenfalls Menschen leben!‘

Maria meint: ‚Wenn ich dich so erzählen höre, denke auch ich an den Vergleich mit dem Tropfen auf dem heissen Stein.‘

‚Ich ritt zwischen meiner Station und den Patienten hin und her, wo und wann immer es die Zeit vereinbaren liess. Denn ich durfte meine Hütte mit den dort wartenden, schwerkranken Patienten in den Betten oder Hängematten nicht vernachlässigen. Ich träumte jedoch davon,

längere Reisen zu unternehmen, Medikamente und Instrumente auf dem Pferd aufgepackt. Immer mehr beherrschte dieser Wunsch mein Denken und Planen.

Ich sah mich auch als Samariterin am Weg. Ich wollte das riesige Land kennenlernen und den Eingeborenen in ihren abgelegenen Dörfern helfen. Ich wünschte mir, meine Mitmenschen im Amazonasbecken zu besuchen. Dieses Gebiet mit der 14fachen Ausdehnung von Deutschland umfasst die Bundesstaaten Para, Goias, Mato-Grosso, Rondonia, Acre, Amazonas, Roraima und Amapa.

Bis auf weiteres beschränkte sich mein Aktionsradius auf 100 Kilometer um Rosario-Oeste. Mein Ziel war jedoch, an möglichst viele verschiedene Orte zu gelangen und mit möglichst vielen Leuten in Kontakt zu kommen. Diese sollten wissen, wo sie Hilfe finden konnten. Mein Zentrum blieb meine Station.

Eine längere Reise konnte bis zu drei Wochen dauern. Da die meisten Patienten nicht mit dem Kalender umgehen konnten, erklärte ich ihnen zum Beispiel, dass ich bis zur Reife der Papayafrüchte wieder zurück sein würde.

Im Gepäck führte ich das Hebammenköfferchen, ein paar chirurgische Instrumente, Zahnzange, Medikamente, Serum gegen Schlangenbisse, filtriertes Wasser aber auch Vitamin-C-Tabletten, um abgestandenes Wasser weniger gefährlich zu machen. Ausserdem waren dabei Pulvermilch, Nescafé, Schwarztee, Büchsenfleisch, Reis, Bohnen und die notwendigen Kleider.

In den nördlichen Amazonasstaaten war die Mehrheit des Volkes noch sehr rückständig. Es fehlten die Verkehrswege. Selbst Kleinflugzeuge konnten dort nicht landen. Viele erstgebärende Mütter starben, weil bei Schwierigkeiten niemand anwesend war, der etwas über Geburten wusste und ihnen helfen konnte. Resigniert sagten dann die trauernden Angehörigen, dass Gott es ihnen gegeben und wieder genommen hätte. Oft befand sich in einem Umkreis von 1000 - 1500 km (!) kein Arzt. Ich belies es nicht bei der Hilfe. Von Anfang an zeigte ich mein Handwerk willigen jungen Müttern. Mein Ziel war, dass diese fachgerecht und hygienisch Geburten leiten konnten, wenn ich selber nicht anwesend war. Bei späteren Besuchen schenkte ich diesen Frauen das nötige sterile Material. Stolz und freudig berichteten sie mir dann von den gelungenen Geburten.

Was ich in den Strohhütten sah, die einzeln oder zu winzigen Siedlungen in der unendlichen Steppe gruppiert waren, übertraf meine Befürchtungen: Ganze Familien litten an Lepra, Malaria oder Lebererkrankungen. Viele Menschen waren von Würmern angefressen und völlig entkräftet. Blutarmut und Unterernährung waren ebenfalls weit verbreitet. In einer Hütte fand ich meist dieselbe Krankheit bei mehreren Bewohnern. Die Mulatten waren nicht besser dran. Es gab Häuser, in denen lauter Gesunde lebten. Diese Leute hatten eine für unsere Begriffe unwahrscheinliche Widerstandskraft. Hielten jedoch Krankheiten und Gebrechen Einzug, waren sie hilflos gegen sie.

Ich traf eine vierzigjährige Frau, die auf einem schmutzigen Bett lag. In ihr Schicksal ergeben sagte sie, dass sie seit 20 Frühlingen keinen Schritt mehr gehen konnte. Sie hatte keine Pflege erhalten. Die Beine schmerzten. Sie würde sie nie wieder gebrauchen können.



Ich untersuchte die Frau: Sie war unterernährt, hatte eine Syphilisinfektion, litt an Blutarmut und rheumatischen Krankheitserscheinungen. Ich gab ihr Spritzen gegen die Infektion, verabreichte Stärkungsmittel, Vitamine und Kalzium. Ausserdem machte ich Uebungen mit ihr. Nach der Arbeit in den Hütten im näheren Umkreis kehrte ich immer wieder zu ihr zurück. Eines Tages befahl ich ihr, dass wir spazieren würden.

Einen Augenblick schaute mich die Patientin gross an. Dann liess sie sich wie ein Kind auf die Beine stellen. Ich führte sie. Sie machte einen tapsigen Schritt, einen zweiten, einen dritten ...

Besuchte ich auf späteren Reisen diese Siedlung, kam die Kurierte jeweils lachend aus der Hütte. Im Kreise ihrer grossen Familie begrüsst sie mich. Sie ging ohne Stock und wurde bestaunt.

An einem andern Ort stiess ich auf eine werdende, junge Mutter. Sie lag auf der nackten Erde des Hüttenbodens. Seit zehn Tagen waren ihre Geburtswehen vorbei. Sie litt unsäglich. Ich liess sie zur Untersuchung auf ein Kuhfell betten, den einzigen Luxus in ihrem Heim. Ich stellte fest, dass das Kind beinahe erstickt und vergiftet war. Ich nahm nur noch ganz schwache Lebenszeichen wahr. Sogleich leitete ich eine Zangengeburt ein. Eine Greisin betätigte den Fliegenwedel aus Blättern. Eine andere kochte abgestandenes Wasser. Das Kind blieb am Leben, die Mutter auch.

Einen Burschen fand ich mit einem vereiterten Beinbruch. Er hatte hohes Fieber. Niemand hatte ihm geholfen. Ich gab ihm schmerzlindernde Tabletten, eine Starrkrampfspritze, bekämpfte die Infektion, die von einem Bluterguss herrührte, richtete das Bein und gipste es ein. Ich erklärte den Angehörigen, was sie tun mussten und liess Medikamente zurück.

In der Regel befolgten die Leute meine Anweisungen peinlich genau. Das rührte von den erlittenen Qualen her und der Hoffnung, dass sich ein Wunder ereignen und der Patient wieder gesund würde. Sie waren mit den eingeborenen Medizinmännern aufgewachsen. Deshalb glaubten sie, nur Zaubermittel vermöchten zu heilen, auf natürlichem Weg gehe das nicht. Selbst wenn diese Hexenmeister nur zu einem Absud von heilenden Kräutern griffen, gaben sie ihn trotzdem als Wundermittel aus. Wären die Eingeborenen auf das einfache Rezept gekommen, so wäre es mit ihrem Profit und ihrer Macht vorbei gewesen! Diese Sätze gelten für leichtere Erkrankungen. Die Medizinmänner hatten jedoch für alle Gebrechen und selbst für tödliche Zerfallserscheinungen ihre Mittelchen.'

Maria unterbricht: ‚Bist du nie mit diesen Quacksalbern in Konflikt geraten? Du hast mit deinen Erfolgen schliesslich ihr Ansehen untergraben.‘

Die Krankenschwester lächelt: ‚Deine Frage ist gut. Seltsamerweise geschah das nicht. Ich sehe den Grund darin, dass ich die schweren Fälle kurieren musste. Meine Zeit reichte meistens nicht, mich auch um leichtere Erkrankungen zu kümmern. Ich gab vielleicht eine Spritze, liess Vitamine, Kalzium, Fiebertabletten oder andere Medikamente bei den Leuten. In hoffnungslosen Fällen zog sich die einheimische Konkurrenz ohnehin zurück. Deshalb bekam ich selten einen zu sehen.‘

Ich hörte nachträglich verschiedentlich, dass sich Medizinmänner selbstbewusst mit meinen Heilerfolgen schmückten. Ich störte mich nicht daran. Ich tat ohne grosses Aufheben meine Pflicht. Die Hauptsache war, dass geholfen und die Menschen gesund wurden.

Das reicht wieder für heute. Morgen erzähle ich euch vom ersten Besuch meiner Schwester Rebecca.'

## **5. Besuch von Rebecca**

Am anderen Tag meint Rosa zu Rahel, bevor diese mit dem Erzählen beginnt:

„Ich habe gestern meiner Tochter telefoniert. Diese organisierte für dich einen Termin bei der Augenärztin. Übernächste Woche erwartet sie dich in Lörrach.“

„Danke, meine Liebe. Aber wie gelange ich dorthin? Ich glaube, es ist recht schwierig, alles an einem Tag zu machen.“

„Sorge dich nicht. Ich habe meiner Tochter von deinem Werk berichtet. Sie ist so beeindruckt, dass sie dir helfen will. Fahre mit dem Zug nach Basel. Sie holt dich ab und bringt dich nach Lörrach. Wenn es zu spät wird, kannst du bei ihr übernachten.“

„Ihr seid sehr nett. Gott wird es euch vergelten. - Wie früher angetönt, träumte ich davon, meine Arbeit auszudehnen. 1960 war es so weit. Meine ältere, unverheiratete Schwester Rebecca besuchte mich. Diese wollte nicht nur den blauen Himmel genießen und die tropische Sonne erleben oder sich geniesserisch in den Schatten legen, wenn es ihr zu heiss war. Rebecca kannte aus den Briefen meine Arbeit. Sie wollte helfen. Als ausgebildete und diplomierte Krankenschwester fiel ihr das nicht schwer. Als Glücksfall betrachtete ich, dass meine Schwester ein volles Jahr bleiben wollte.“

Endlich konnte ich ausgedehnte Reisen unternehmen. Entweder gingen wir zu zweit, oder ich durfte beruhigt länger fortbleiben. Ich wusste die Station gut versorgt. Wir wagten uns weiter weg - zunächst immer noch zu Pferd. Rebecca wurde wohl oder übel rasch zur Reiterin. Ihre Sporen verdiente sie sich unterwegs ab. Ich bewunderte ihren Mut. Als Anfängerin ritt sie selbst nachts lange Strecken in die Steppe hinaus.

Ich war sehr froh über die Hilfe und die Begleitung. Endlich war ich nicht mehr alleine den Schwierigkeiten ausgesetzt. Ausserdem vermochten wir mehr Medikamente und Stärkungsmittel mitzuführen.

Dass Rebecca improvisieren konnte, bewies folgende Anekdote: Wie in den meisten brasilianischen Haushalten gehörten braune Bohnenkerne auch in Rosario-Oeste zur täglichen Nahrung. Als Rebecca diese kochen wollte, entdeckte sie, dass der Sack voller kleiner Würmer war. Es fehlte die Zeit und auch das Geld, um sofort Ersatz zu besorgen. Die Patienten - wie auch wir - warteten auf die Mahlzeit. Rebecca kochte die Bohnen. Auf einem Gestell fand sie eine Büchse mit Tomaten-Purée. Sie mischte deren Inhalt unter das Gemüse. Dank diesem Trick merkte niemand, dass der Eintopf an diesem Tag auch Fleisch enthielt. Wir assen tapfer mit.'

Anna Pedroni meint: „Wir haben heute Bohnen mit Tomaten-Purée gegessen. Zum Glück hast du uns diese Geschichte nicht vorher erzählt. - Aber diese Geistesgegenwärtigkeit ist typisch für Rebecca. Letzte Woche habe ich sie in Ascona getroffen. Trotz ihren 83 Jahren ist sie noch unglaublich unternehmungslustig und sprüht vor Lebensfreude. Wer sie nicht kennt, würde nicht glauben, dass sie älter als 70 ist.“

,1963 ereignete sich eine weitere glückliche Fügung. Freunde und Gönner veranstalteten in verschiedenen Ländern Kollekten. Mit dem Ertrag kaufte ich einen gebrauchten Jeep. Die paar notwendigen Fahrstunden absolvierte ich rasch und erhielt den brasilianischen Führerschein. Verkehrskennnisse wie in Europa brauchte ich nicht. Statt eines Schilder- und Zeichenwaldes erwartete mich der Urwald.

Dieser Vergleich hinkt allerdings, denn vor dem Urwald musste das Fahrzeug passen. Auch sonst stimmte er nicht ganz, denn ich fuhr jedes Jahr ein Mal nach Sao Paulo, um - wie schon früher beschrieben - Medikamente und Stärkungsmittel zu sammeln. Dort blieb mir nichts anderes übrig, als mich in das Labyrinth der Schilder und Verkehrszeichen hineinzuwagen. Es war allerdings lange nicht so verwirrend wie in meiner Heimat.

Beim nächsten Jahresaufenthalt von Rebecca im Jahr 1963 reisten wir bis an den Rand des Regenwaldes. Dort liessen wir unser Gefährt zurück. Der Pflanzenwuchs war so üppig und dicht, dass die Natur von einem Tag auf den andern die mit dem Buschmesser gehauenen Durchgänge wieder überwucherte. Bei späteren Exkursionen holten uns - wenn immer möglich - Männer ab und machten uns den Pfad frei. Das erste Mal klappte das jedoch nicht, da die Eingeborenen noch nicht wussten, wer kam und was wir wollten.'

Graziella fragt: ‚Habt ihr euch nicht gefürchtet? Ich glaube, ich hätte mir vor Angst in die Hosen gemacht.‘

,Doch. Uns ging es nicht viel besser. Der erste Kontakt mit den Indios war interessant. Wir verliessen unseren Jeep, ergriffen das Gepäck und folgten einem genügend breiten Weg, von dem wir gehört hatten, dass er zu einer Indianersiedlung führte. Uns war es nicht ganz geheuer, aber ich hatte mich im Laufe der Jahre an allerhand gewöhnt. Ich war abenteuerlustig und nicht so leicht aus der Fassung zu bringen. Rebecca unterdrückte tapfer das Unbehagen. Dafür sah sie, wie Bambusschösslinge wuchsen.

Immer wieder blieben wir stehen, stellten unsere Lasten ab und horchten, ob wir ausser dem Geschrei der aufgescheuchten Tiere etwas vernahmen. Wir blickten angestrengt in die Runde. Dort - ich zuckte zusammen, sagte aber nichts. Meine Rücksichtnahme nützte nichts, denn Rebecca hatte die Indianerköpfe auch gesehen, die sich blitzschnell im Blattgewirr gezeigt hatten und wieder verschwunden waren.

Wir schauten einander an und dachten an das, was wir in unzähligen Gesprächen durchgekaut hatten: Wenn die Eingeborenen uns aufgespürt hatten, gab es kein Entrinnen mehr. Dann begann das eigentliche Abenteuer erst. Behandelten sie uns Eindringlinge als Freunde oder als Feinde? Schossen sie gar einen Pfeil ab ihrem Bogen oder schleuderten einen Speer aus dem Hinterhalt?

Mit einem solchen Empfang mussten wir rechnen. Wir wussten aber auch, dass die Indios umso misstrauischer würden, je unsicherer wir uns zeigten. Verständigungsblicke genügten.

Wir brauchten keine Worte zu wechseln. Jede nahm Taschen oder Koffern wieder auf und zwängte sich weiter auf dem Pfad. Wir wollten ja zu den Ureinwohnern!

Einige Minuten später hielten wir erneut an und ruhten uns etwas vom Tragen aus. Umheräugend stellten wir fest, dass auch die Begleiter oder Verfolger hinter den Büschen

unbeweglich blieben. Rebecca und ich wechselten einen Blick, der sagen sollte: Gottvertrauen! Wir packten zum wiederholten Mal zu und gingen weiter. Der Urwald lichtete sich plötzlich. Wir erkannten durch die Zweige eine Lichtung. Auf dieser befanden sich ein paar Holz- und Blätterhütten.

Die Füße wollten stocken. Aber wir zwangen uns weiterzugehen. Anzuhalten oder gar umzukehren, wäre das Dümme gewesen, das wir hätten tun können. Im Weitermarschieren sahen wir, wie zu beiden Seiten des verwachsenen Durchganges die Indios ins Freie traten. Aller Augen waren auf uns gerichtet. Wir tappten weiter, zwängten uns durch das wuchernde Grün. Vor uns nahmen wir so etwas wie eine Mauer aus menschlichen Körpern wahr.

In Gottes Namen weiter! Ich spürte immer noch auf der Zunge den bitterschalen Geschmack, der mich beschlichen hatte, als ich den ersten Schritt auf die Lichtung getan hatte. Neben mir raschelte Rebeccas Kleid ...

Da löste sich die Mauer der roten Leiber auf. Ohne einen Laut kamen Männer auf uns zu, nahmen uns das Gepäck aus den Händen, machten kehrt und gingen eilig wie Schelme davon. Wie ich später erfuhr, hatten die Leute bereits von meiner Tätigkeit erfahren. Das erklärte mir den vertrauten Empfang.

Die Helfer nahmen so grosse Schritte, dass Rebecca und ich fast rennen mussten, um ihnen auf den Fersen zu bleiben. Sie steuerten auf eine Behausung zu und verschwanden im Innern. Wir Schwestern folgten ihnen. Nachdem sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, fanden wir am Boden unsere Sachen. Darum herum standen einige dunkle Gestalten. Glitzernde Augenpaare waren auf uns gerichtet.

Ich versuchte es auf Portugiesisch. Die Verständigung war schwierig. Handbewegungen halfen nach. Die Helfer führten uns in die Hütten, in denen Kranke lagen. Oft brauchten ganze Familien Hilfe. Ich behandelte kniend auf dem nackten Boden. Wurmkrankheiten, scheussliche Infektionen durch Zecken verursacht, Vereiterungen (auch an den Augen), chirurgische Fälle und anderes erwarteten mich. Ich hatte es bereits geahnt ...

In der Ecke einer Behausung erblickten wir in einer Hängematte einen alten, sterbenden Indianer. Darunter kauerte die Gattin, neben ihr lag ein Hund. Die Frau rührte von Hand in einer Kürbisschale ein wenig Mandiokmehl mit Wasser an, richtete sich auf und versuchte, dem Alten etwas davon einzuflößen. Aber er konnte nichts mehr zu sich nehmen. Ich trat hinzu und untersuchte ihn. Ich stellte fest, dass er völlig entkräftet war. Die Zunge war schon hart wie Leder. Mit einer Spritze verschaffte ich ihm Linderung. Trotzdem konnte ich dieses Mal den Tod nicht besiegen. In wenigen Tagen würde er ihn holen.

Die Frau kniete da. Mit einem unerforschlichen Gesichtsausdruck bot sie uns die Schale mit dem Mandiokmehl an, das der Gatte nicht mehr essen konnte. Es war eine rührende Geste. Uns beiden grauste jedoch bei aller Abhärtung davor. Ich rettete uns aus der heiklen Situation, ohne die Indianerin zu beleidigen: Ich nahm die Schale, lächelte, ging zu einem Kind, das mit aufgetriebenem Bäuchlein dastand und mich anstarrte. Ich gab ihm mit dem Holzspachtel den Brei ein. Dazu nickte ich und murmelte irgendwelche aufmunternden Worte. Die Anwesenden deuteten mein Tun so, wie ich es erhofft hatte.

Wir liessen Medikamente und Stärkungsmittel in der kleinen Siedlung zurück und machten uns auf den Rückweg. Diesmal mussten wir keine Lasten tragen. Eifrige Indios brachten sie zum Jeep. Sie wiesen uns auch in die Richtung, in der wir andere Siedlungen finden würden.

Bei dieser weiteren Begegnung mit Eingeborenen bewies ich, dass ich schon einiges von Trappern und Händlern abgeguckt hatte. Mit den seltsamsten Geschenklein versuchten diese jeweils, die Gunst der Leute zu gewinnen.

Rebecca und ich hatten uns auf dem beschriebenen Pfad noch nicht weit in den Busch hineingearbeitet, als plötzlich eine ganze Kinderschar auftauchte, uns umdrängte und umschrie. Ich entnahm einem Koffer einige Luftballons, die Rebecca und ich vor den aufgerissenen Augen der kleinen Urwaldbewohner aufbliesen und mit einem Bindfaden zuschnürten. Ein Knabe erhielt den ersten, ein Mädchen den zweiten. Das Gedränge nahm zu. Wir bliesen und bliesen. Wir verschenkten nicht den ganzen schmunzelnd eingepackten Vorrat, aber einen guten Teil davon. Die Siedlung lag nahe am Buschrand. Die Kinder rannten hin und her. Sie lachten, schwatzten, grölten. Hin und wieder erschreckte uns ein Knall. Dann war ein Ballon geplatzt. Darauf gab es ein Geheul und einen erneuten Ansturm.

Der Aufruhr hatte längst die Erwachsenen hergelockt. Männer baten uns gestikulierend zu den Hütten. Das Gepäck wanderte von Hand zu Hand. Rebecca und ich verrichteten unsere Arbeit.

Im Laufe der Jahre entwickelte sich nicht eine generelle Freundschaft zwischen den Indios und uns. Aber dort wo wir schon gewesen waren und zurückkamen, empfingen uns die Eingeborenen freudig. Der Urwald war jedoch riesig. Es galt immer wieder, andere Dörfer aufzusuchen und zu helfen. Das hiess, wir mussten laufend neue Kontakte schaffen. Die Kunde von unserem Kommen eilte uns allerdings weit voraus. An vielen Orten erwarteten uns die Bewohner längst.

Stets von neuem erschütterte mich, wenn ich 12jährige Mädchen sah, die schon ein Kind hatten und selber elend dran waren. Noch nicht 30jährige Grossmütter nahmen sich der beiden an. Mutter und Kind redeten dann diese mit Mama an. Es konnte auch sein, dass die vielleicht 45jährige Urgrossmutter ebenfalls bei der Erziehung mitmischte. Je nach der Gesundheit der Familie war gar denkbar, dass noch weitere Generationen lebten. Diese Einschränkung ist nötig, weil in der Regel die Lebenserwartung nicht so hoch ist wie in Europa. Die reichste Ernte holt sich der Tod bei den kleinen Kindern. Wer ein gewisses Alter erreicht, der ist recht widerstandsfähig. Ich erzählte euch das schon früher.

Diese frühe Mutterschaft hatte für uns Europäerinnen von der sprachlichen Seite her etwas Erheiterndes. Stellte so eine Kindfrau ihren Mann vor, nannte sie ihn ihren *Alten*. Auch er benutzte die weibliche Form des Wortes. Das war nicht abschätzig gemeint, sondern entsprach den dortigen Sitten.'

Rita unterbricht: ‚Planen diese Menschen ihre Familien nicht?‘

‚Erinnere dich, wie vielköpfige Familien es hier in unserer Jugendzeit gab. In Brasilien liegen sie diesbezüglich etwa 50 Jahre zurück. Theorien besagen, dass mit steigendem Wohlstand auch die Anzahl der Kinder abnimmt.‘

Rita ergänzt: ‚Ausserdem stelle ich mir vor, dass in einem katholischen Land der Papst stark bremst.‘

‚Richtig. In den 60er Jahren schickten die USA ein Schiff mit Tausenden von Spiralen. An die Gesundheitsstationen im ganzen Land erging der schriftliche Aufruf, in Rio de Janeiro Geräte abzuholen und sich über deren Anwendung informieren zu lassen.‘

Ich nahm mir vor, in die Stadt am Zuckerhut zu reisen und für meine Schützlinge einige Verhütungsmittel zu besorgen. Bevor ich abfuhr, erhielt ich ein weiteres Rundschreiben. Die Regierung verbot mit Strafandrohung, Spiralen abzuholen und einzusetzen. Der Frachter tuckerte aufs offene Meer hinaus und versenkte seine Ladung im tiefen Wasser. - Der Vatikan hatte sein Veto eingelegt.‘

Rita meint: ‚Das sieht ihm ähnlich!‘

‚Ob nun aber Kind oder Mutter, Alte oder Alter (der immerhin schon um die sechzehn war), überall musste ich gegen Hauterkrankungen und Fäulniserscheinungen kämpfen. Ich reinigte Ohren, Nasen, Augen und Mund gründlich und behandelte sie mit Merfentinktur. Die Indios bestrichen die faulenden Stellen mit einer Mischung aus zerquetschten Fliegen in einer Pflanzenmilch!‘

Maria fragt: ‚Empfahlen ihnen die Medizinmänner diese Medikamente?‘

‚Ja. Diese behaupteten, jede Krankheit wäre ein Tier. Magenbeschwerden rührten bei ihnen nicht von Geschwüren her, sondern sie entstanden, weil eine böse Nachbarin Spinnen hineingezaubert hatte. Litt ein Kind an den Blattern, dem Wilden Feuer, wie wir es hier nennen, so sagte der Quacksalber, es hätte wach oder im Schlaf Frösche verschluckt.‘

Aus Sympathie mit dem Menschen sollte die Natur heilen helfen. Das ging so: Der Zaubergewaltige nahm das Blatt eines Baumes und klebte es mit Eiweiss wie ein Pflaster auf die Körperstelle, die den Kranken schmerzte. Dann brachte er mit dem Buschmesser am Stamm des Baumes einen langen Schnitt an. Während dieser vernarbte, sollte auch der Schmerz verschwinden und damit die Krankheit geheilt sein.‘

‚Das tönt ja unglaublich!‘

‚Oft musste auch ein Amulett aus Tabakblättern und Kaimanzähnen herhalten. Dieses hing der Kranke um den Hals. War der Medizinmann mit seiner Kunst am Ende, war er doch nicht ratlos. Er erklärte einfach, die Krankheit wäre ein Krokodil. Er versinnbildlichte dieses durch einen Stab. Dann trat wieder das Messer in Aktion: Kopf weg, Schwanz weg, den ganzen Körper zerschnitten, hingegangen und das getötete Unwesen, also die Krankheit in den Fluss geworfen! Der Patient war gesund! So einfach ging das! Bei Fehlschlägen gab er irgendwelchen Dämonen die Schuld, oder er vergass sie.‘

Schmerz und Seelennot bei neu auftretenden Erkrankungen trieb die Leute immer wieder in den Bann dieser Wundertäter. Bei den Kindern, denen sie sonst nicht mehr zu helfen wussten, wendeten sie einen besonders eindrücklichen Trick an: Sie nahmen einen Sack oder ein Tuch, stülpten ihn über den kleinen Körper und nähten ihn zusammen. So konnte das Leben nicht entfliehen. Es bestand keine Gefahr mehr.‘

„Ich kann fast nicht glauben, was ich höre!“

„Lachen über derartige Methoden ist zu billig. Vergegenwärtigt euch die Angst und die Hilflosigkeit dieser primitiven Menschen. Ausser dem Absud von gewissen Gräsern kannten sie keine Hausmittelchen in unserem Sinne. Sie waren wehrlos allen Seuchen und Gefahren ausgeliefert. Selbst wenn sie mit dem christlichen Glauben in Berührung gekommen waren, lebte die Welt der Götzen und Dämonen bei ihnen weiter. Wo wir vor dem Unerforschlichen und Unbegreiflichen standen, wollten sie an helfende Zauberkräfte und an Wunder glauben.“

Anna fragt: „Hat sich die Situation in den letzten dreissig Jahren gebessert?“

„Sicher. In den 60er Jahren war ich eine der ersten Weissen, welche diese Indiodörfer besuchte. Inzwischen hat die Zivilisation grosse Teile des Urwaldes überrollt. Viele der Indianerstämme sind ausgerottet. Andere vegetieren auf kleine Gruppen reduziert in unserer Welt dahin. Das Streben nach Land und die Suche nach Gold lassen und liessen die Eindringlinge immer mehr zerstören. Die Ureinwohner haben fast keine Rechte. Wehren sie sich mit Blasrohr, Pfeil und Bogen, werden sie mit Maschinengewehren niedergemetzelt. Von aussen eingeschleppte Krankheiten bringen ihr Immunsystem durcheinander. Quecksilber der Goldgräber verschmutzt und vergiftet die Wasserläufe. Entsprechend leiden der Fisch- und der Wildbestand. Das Überleben mit Jagd und Fischerei wird immer schwieriger.“

„So gesehen haben wir den Indios mehr geschadet als geholfen. Mit Aberglauben und Medizinmännern hat der Tod nicht so reiche Ernte gehalten wie mit dem Eindringen unserer Rasse. Hilft niemand den Eingeborenen?“

„Doch. Es gibt eine staatliche Stelle, die SUNAB, die sich für ihre Belange und Rechte einsetzen soll. Sie ist jedoch zu schwach, um in dem riesigen Gebiet nach dem Rechten zu sehen. Die Gegenseite - das heisst die Geldmafia - mit der Goldgrubenbesitzern, den Viehbaronen und anderen Interessenvertretern ist zu mächtig. Sie hat ihre Vertreter in der Politik in hohen Regierungspositionen. Der *Wilde* gilt ihnen nicht viel mehr als ein Tier. Er ist ihnen mehr lästig als nützlich.“

„Diese Zustände kann man sich fast nicht vorstellen. – Hier hören wir manchmal vom österreichischen Bischof Erwin Kräutler. Er setzt sich auch ein zum Wohle der Landlosen und der Indianer. Ich sah kürzlich ein Porträt von ihm im Fernsehen. Mehr solche weltoffenen Männer würden der Kirche guttun.“

„Schaut, meine Freundinnen. Ich habe nichts gegen Tierliebe. Aber mir wird jedes Mal schwer ums Herz, wenn ich in die Schweiz komme und sehe, wie meine Landsleute Haustiere hätscheln. In den Supermärkten sind ganze Regale mit Tierfutter bester Qualität gefüllt. Ich behaupte, viele Menschen in Afrika, Asien oder Südamerika wären glücklich, wenn sie Nahrung in dieser Menge und von dieser Qualität essen dürften. - Vor Jahren verbrachte ich einmal einige Tage an der Küste. Eine deutsche Touristin fragte mich, ob ich die herrenlosen Hunde am Strand gesehen hätte. Die Tiere täten ihr Leid. Als sie hörte, dass ich in Brasilien lebte, fragte sie, ob ich nicht einem dieser Hunde ein Heim geben könnte. Ich antwortete, dass diese Hunde oft freier, glücklicher, ungezwungener und weniger aggressiv seien als unsere hochgezüchteten Tiere. Ausserdem gäbe es hier Kinder, die am Strand und auf der Strasse leben.“

Rosa meint nachdenklich: ‚Du hast leider recht, Rahel. Die Vermenschlichung der Haustiere nimmt immer groteskere Formen an.‘

‚Selbstverständlich habe ich nichts gegen Tiere. Oft half ich vierbeinigen oder gefiederten Freunden, denn einen Tierarzt gab es auch nicht in der Umgebung von Rosario-Oeste. Ich erinnere mich an eine Taube mit einem gebrochenen Flügel. Ich behandelte sie, bis sie wieder von dannen fliegen konnte. - Morgen erzähle ich euch von weiteren Exkursionen, die ich mit Rebecca unternahm. Interessiert es euch übrigens?‘

Wie aus einem Mund tönt es: ‚Klar!‘

Anna ergänzt: ‚Deine Geschichte gäbe Stoff für ein Buch. Wer weiss, vielleicht lässt sich das noch verwirklichen.‘

## **6. Exkursionen**

Wie an den Vortagen berichtet Rahel Steingruber ihren neuen Freundinnen über ihre Erlebnisse in Brasilien.

‚Rebecca und ich suchten abwechselnd den Urwald des Nordens wie auch die südlichen Sumpfgebiete auf. Über weite Strecken kamen wir nur auf Flussläufen vorwärts. Entweder schickten uns die Eingeborenen jemanden mit einem Kanu entgegen oder wir warben Männer an, die uns an unser Ziel ruderten. Die Entlohnung bestand beispielsweise aus einem Taschenmesser. Auf diesen Flussfahrten oder -überquerungen waren wir verschiedenen Gefahren ausgesetzt. Die schlimmste davon war die Malaria, doch davon später.

Eines Tages brauchte ich das mitgeführte Serum gegen Schlangenbisse beinahe selber. Die Hitze war mörderisch. Wir hatten soeben einen Fluss überquert, stiegen am jenseitigen, versumpften Ufer wieder aus und machten uns auf den weiten Weg. Rebecca und ich keuchten unter der Hitze, die ebenso von der roten, schlammigen Erde heraufstieg, wie sie aus der flimmernden Luft auf uns eindrang und den Schweiß aus allen Poren trieb. Wie konnte man sich die Strapazen erleichtern? Die Stiefel drückten nicht nur, sie pressten die aufgequollenen Unterschenkel schmerzhaft ein. Ich überlegte beim Gehen, ob ich nicht die leichten Schuhe anziehen sollte. Da spürte ich plötzlich zwei kurze Schläge am rechten Stiefelschaft.

Ich blickte zu meinen Füßen. Ich war auf eine der vielleicht einen halben Meter langen, wie der sumpfige Boden gefärbten und sehr giftigen Schlangen getreten. Das Tier hatte sich blitzschnell aufgerichtet und zugebissen - zum Glück nur ins harte Stiefelleder!‘

Graziella fragt: ‚Wolltest du die Stiefel nachher immer noch wechseln?‘

‚Nein. In der eigentlichen Regenzeit sollte jeden Tag wenigstens etwas Niederschlag fallen. Aber selbst dann kann es vorkommen, dass wochenlang die Sonne unbarmherzig vom Himmel brennt. In einem Jahr war dies der Fall. Die Brunnen versiegten auch in Rosario-Oeste. Aus der Not erwuchs den einen ein Geschäft. Sie spannten ihren Ochsen vor den Karren, beluden ihn mit leeren Benzinkanistern und fuhren damit zum Fluss. Dort füllten sie aus den verbliebenen Rinnsalen Wasser ab und verkauften es in den Strassen. Sie lösten umgerechnet etwa einen Franken pro Kanister. Das war viel Geld für diese Eingeborenen.



Die armen Leute mussten fast ganz auf Wasser verzichten, wenn sie wegen Fieber oder Krankheit den oft weiten Weg zum Fluss nicht gehen konnten. So war es kein Wunder, dass ihr Körper starnte vor Dreck! Eltern brachten mir ein Kind, das vor Durst Petroleum getrunken hatte. Sie klagten nicht. Es war halt so. Schicksal!

Wehe, wenn bei Trockenheit irgendwo ein Feuer ausbrach. Besonders gefürchtet waren die Steppenbrände. Auch ich geriet in einen:

Ich besuchte eine Wöchnerin, die an Vergiftungserscheinungen und Fieber litt. Die Hütte lag einsam an einem unzugänglichen Ort. Ich musste den Jeep in einiger Entfernung stehenlassen und die letzte Wegstrecke zu Fuss zurücklegen.

Als ich nach der Behandlung wieder meinem Fahrzeug zustrebte, registrierte meine Nase Brandgeruch. Ich sah, dass aus der Richtung, in der ich den Jeep parkiert hatte, Rauch zu qualmen begann. Ich rannte mit dem Koffer in der Hand, was Beine und Lungen hergaben. Von weitem sah ich, dass mein Fahrzeug schon von den Flammen eingekreist war. Ein vielleicht dreissig Zentimeter hohes Feuer knisterte unbarmherzig auf mich zu. Erneut bewährten sich die harten Stiefel. Ich raffte das Kleid hoch, holte tief Atem und sprang hindurch. Das Köfferchen warf ich auf den leeren Sitz, setzte mich ans Steuer, drehte den Zündschlüssel, gab Gas und los! - Sofort nahm ich den Fuss wieder vom Gas. Der Anlauf hatte genügt, um mich jenseits des Brandes zu bringen. Langsamer fuhr ich zurück.

Noch später lief mir ein Schauer den Rücken hinab, wenn ich an dieses Abenteuer dachte. Ich wusste, dass ich grosses Glück gehabt hatte, denn so ein Feuer frisst sich unheimlich rasch durch die dürre Steppe. Was wäre passiert, wenn ich die Hütte nur eine Minute später verlassen hätte ...'

Rita meint: ‚Sicher hast du nachher Gott gedankt. Kam die Frau in den Flammen um, der du geholfen hattest?‘

‚Nein. Sie entfernten sich von ihrem Heim. Der Wind trieb sie in die andere Richtung. Es geschieht übrigens nicht selten, dass - vor allem kranke - Menschen, die sich nicht mehr fortbewegen können, in ihren Häusern den Flammentod sterben.‘

‚Das ist schrecklich!‘

‚1963 erwischte mich die Malaria. Trotz aller Vorsichtsmassregeln war das kein Wunder. Mit 41 Grad Fieber leitete ich noch eine Geburt. Dann musste ich kapitulieren. Rebecca liess mich nach Sao Paulo ins Spital bringen. Zum Glück weilte meine Schwester zu diesem Zeitpunkt in Brasilien. Sie kümmerte sich in der Zwischenzeit um die Station.‘

Wochen und Wochen lag ich zwischen Leben und Tod. Es kam zum Äussersten. Das Radio meldete, ich sei gestorben. Von den wenigen, die ein Gerät besaßen und die Nachricht hörten, verbreitete sich die Hiobsbotschaft wie ein Lauffeuer. Viele der Leute, denen ich geholfen hatte, liefen heulend und klagend zu meiner Schwester. Von weit her trieb es sie zur Station.

Obwohl ein kleiner Transistorapparat auf einer Kommode verstaubte, fand Rebecca keine Zeit, ihn einzuschalten. Sie wusste von nichts und geriet in Panik, als die Boten mit der schrecklichen Neuigkeit zu ihr strömten. Eine rasche Verbindung mit dem Spital war nicht

möglich. Rebecca bangte um mein Leben, bis ein Brief von mir eintraf, der die Meldung widerlegte.'

Rosa unterbricht: ‚Warum hat sie nicht ins Spital telefoniert und nach deinem Zustand gefragt?‘

‚Erstens verfügten wir damals noch über keine Linie. Ich bezweifle gar, dass es in ganz Rosario-Oeste einen Anschluss gab. Zweitens weilte meine Schwester erst wenige Male in Brasilien. Sie kannte noch nicht alle Mittel, die sich boten.

Nach weiteren Wochen - man schrieb schon das Jahr 1964 - durfte ich als geheilt heimkehren. Von Cuiaba aus fuhr ich mit dem Bus. Was für ein Empfang erwartete mich! Die Hütte war bekränzt (auch mit Blumen aus meinem Garten). Hunderte von Menschen umringten mich und Rebecca und wälzten sich mit uns durch die Strassen. Sie verwarfen die Arme, riefen und lachten. Immer wieder ertönte die Frage, wie es mir gehe.

Ich war bewegt in diesen Augenblicken. Ich dachte an die abgeänderte Version des Sprichwortes mit dem Tropfen: Steter Tropfen höhlt den Stein! Tränen der Dankbarkeit rollten mir über die Wangen.

Wie schon früher angetönt, dauerten die Reisen ob alleine oder zu zweit jeweils drei Wochen. Die erste und die letzte Woche beanspruchte der Weg mit seinen unvorhergesehenen Unterbrechungen. Die mittlere Woche galt der Hilfe und der Pflege im zum voraus bestimmten Gebiet. Das waren nur sieben Tage. Mehr lag leider nicht drin, weil die Hauptaufgabe in Rosario-Oeste nicht darunter leiden durfte.

Während den Ausflügen fehlte praktisch jede ordentliche Wasch- und Schlafgelegenheit. Wir kamen nicht aus den Kleidern und von einer schmutzigen Hütte in die andere. Daheim holten wir uns zuerst einmal Wasser. Doch unter welchen Umständen geschah dies? Die Hüttentür war schon von Hilfesuchenden belagert. Darunter befanden sich Männer, die seit Tagen warteten, um mich zu ihren Frauen zu bringen, bei denen die Wehen begonnen hatten. Dabei handelte es sich um Wehen in kranken Körpern. Wie würde ich die Armen antreffen? - Aber zuerst kamen alle andern, die sich auf und neben der Bank oder in der Türschwelle versammelt hatten. Wenn Rebecca bei mir wohnte, übernahm sie diesen Teil.

Wie schnell musste es unter diesen Umständen auch mit dem Wasser und der herbeigesehnten Reinigung gehen? Wann gab es etwas zu Essen und Schlaf? Ich beklagte mich nicht. Ich erledigte alles im Eilzugstempo. Ich war gesund und zäh genug vom Schlaf, der mir gelegentlich verblieb. Nicht er machte mich glücklich, sondern das was ich in wachen Stunden leistete.

Unterwegs oder in Ruhepausen dachte ich oft darüber nach, wie alles weitergehen sollte. Genügte es zu helfen, zu heilen? Kämpfte ich nicht gegen Verhältnisse und Zustände, die mir selbst in meinem beschränkten Wirkungsbereich immer wieder über den Kopf wuchsen?

Ich musste versuchen, die Bevölkerung in gewisser Masse zur Mitarbeit zu gewinnen. Die Leute durften nicht so hilflos bleiben. Auch ärmere Kreise sollten Lesen und Schreiben lernen. Die Menschen sollten den Wert sauber gehaltener Hütten und der Körperhygiene einsehen und danach handeln. Ausserdem gehörte eine zweckmässige Ernährung dazu, das heisst, sie

brauchten eine andere Einstellung zu Gemüse und Früchten. Wie gesund ist zum Beispiel die Zitrone, nicht nur als Vitaminspender sondern auch zum Frischhalten des Mundes! Doch was dachten die Eingeborenen von ihr? Wenn eine Frau niederkam und sich in der Nähe ihrer Hütte ein Zitronenbusch befand, so brachte man sie schleunigst weg. Auch während des Wochenbettes durfte sie sich nirgends aufhalten, wo diese gefährliche Frucht wuchs. Angeblich erzeugte die Zitrone Blutkrankheiten!

Wie bildungsfähig wären die Leute auch im Busch. Aber wer verhilft ihnen zum notwendigen Wissen? Bei Patienten, die sich einige Zeit zur Pflege in der Station befanden, versuchte ich es mit Aufklärung. Die älteren Menschen schauten mich gross an, hörten nur halb hin. Ich merkte, dass sie ihre Ansichten und Gewohnheiten nicht mehr ändern wollten. Sie hatten sich längst ausgesöhnt mit ihrem Schicksal, ihren Ängsten und Nöten, der Begrenztheit ihres Lebens. Sie fürchteten sich davor, Neues aufzunehmen. Sie äusserten sich sogar dahingehend, dass ihnen die Dämonen solche Gedanken verübeln und ihnen Krankheit oder Dürre schicken würden.

Bei den Jungen spürte ich, dass manches Wort auf guten Boden fiel. Immer wieder stiess ich auf Einsichtige, Gelehrige. Es handelte sich um wichtiges, wertvolles *Menschenmaterial*, das darauf wartete, geformt zu werden. Das hätte jedoch systematisch, von Grund auf und nicht nur im gelegentlichen Gespräch erfolgen müssen. Diese Menschen brauchten Bildung aber in einer Form, in der das Einmaleins, Lesen und Schreiben nur einen Teil des Lehrplanes ausmachten. Ebenso wichtig war die praktische Lebenskunde.

Aber wie konnte ich diese Aufgabe lösen? Es ging nicht bloss um eine Frage der Zeit sondern auch der eigenen Ausbildung. Einer meiner Leitsprüche lautete: Nichts halb tun! Mich auf nichts einlassen, wozu ich nicht das Rüstzeug besass! Dieser alte Grundsatz machte mir zu schaffen, doch ich fühlte, dass er richtig war.

Ich hatte schon mehrere Glücksfälle erlebt. Ein weiterer kam hinzu. Cuiaba, meine erste Wirkungsstätte, dehnte sich aus; die Bevölkerungszahl wuchs. Die Kokosnussöl-Industrie brachte weiteren Aufschwung. So hatten die Armen Samen erhalten, um sie zum Anbau zu ermuntern. Auch andere Unternehmungen zogen Arbeitskräfte an. Das Schulproblem beschäftigte nicht nur mich.

Katholische Nonnen gaben im Auftrag der Regierung Ausbildungskurse für Lehrerinnen. Ich meldete mich für einen solchen in Rosario-Oeste an. Die Verantwortlichen zeigten Verständnis für meinen Sonderfall. Neben mir als einziger Ausländerin nahmen ein Dutzend Mädchen im Alter zwischen 18 und 23 Jahren teil. Gegen die Verpflichtung, im Rahmen des Lehrganges Hygiene, Erste Hilfe, Französisch und Handarbeiten zu unterrichten, erliessen mir die Leiterinnen das Kursgeld.

Diese Ausbildung dauerte vier Jahre. Die erfolgreichen Absolventinnen erhielten ein staatlich anerkanntes Diplom als Lehrerin. Ich begann damit 1961. Ich besuchte die Kurse jeweils am Vormittag. Doch oft musste ich um Nachsicht bitten, wenn ich mitten aus einer Stunde herausgerissen wurde: Ein Unfall, plötzliche Komplikationen einer Wöchnerin oder der Gang zu einer Sterbenden waren Gründe dafür. Am Nachmittag unterrichtete ich - wie abgemacht - meine Kolleginnen. Aber auch das lief selten ohne Unterbrechungen ab.

Hinzu kamen die kürzeren und längeren Reisen. Bücher und Hefte lagen über dem Lenkrad des Jeeps. Ich lernte selbst nachts. Das hiess jedoch nicht, dass ich mir nun plötzlich längere Nachtruhen verschafft hatte. Unterwegs war nicht davon zu reden. Aber auch auf der Station gab es nicht mehr Freizeit. Wohl hatte ich an der Lehmhütte eine Tafel angebracht: Sprechstunden von 08.00 - 12.00 und von 14.00 - 18.00. Selbst die Leute, die den Text verstanden, hielten sich nicht daran, geschweige denn jene, die von weit her kamen.

Ich brachte die vier Jahre hinter mich und besitze seither das Lehrerdiplom. Dabei hatte ich mir auch das Portugiesisch korrekt und mit allen Regeln angeeignet. Die Grundlage für die Ausdehnung meiner Tätigkeit war geschaffen.'

Rosa unterbricht: ‚Gab es keine Probleme wegen deiner Krankheit? Wie du vorhin erzählt hast, fiel die Malaria in diese Zeit. Musstest du dieses Jahr nicht wiederholen?‘

‚Nein, denn Brasilien ist nicht die Schweiz. Ich war etwa 20 Jahre älter als meine Kolleginnen und entsprechend erfahrener. Diese Lebensweisheit gewichteten die Schulverantwortlichen. Ausserdem war ich auch vom Lernen - wie von vielen anderen Sachen, die ich anpackte - besessen. Vor meinem Spitalaufenthalt besass ich einen Vorsprung auf den Lehrplan. Nachher holte ich das Versäumte nach. Das Programm war auf das brasilianische System und seine Mentalität zugeschnitten. So gab es Morgen-, Nachmittag- oder Abendklassen. Mit meinen mehr als 40 Jahren hatte ich eine andere Einstellung zum Leben und zu meiner Arbeit als diese jungen Mädchen. Ihnen war das Vergnügen und Flirten oft wichtiger als die Schule.

Mit Genugtuung sah ich Erfolge gelegentlicher Erziehungsversuche. Ich freute mich, eine plötzlich saubere Hütte mit einem Tuch auf dem Esstisch zu betreten. Ich bewunderte Kreuzsticharbeiten, zu denen ich die Anleitung gegeben und das Material als Resten in einer Fabrik in Sao Paulo billig zusammengekauft hatte. Erneut drängte sich der Gedanke an den Tropfen auf dem heissen Stein hervor und die Frage: Wie sollte alles weitergehen? Eine eigentliche Schulung ...

Wenn ich alles überschaute und überdachte musste ich mir sagen, dass ich mich erst am Beginn befand. Dabei war ich jedoch an die Grenzen der eigenen Leistungsfähigkeit gelangt. Ich spürte, dass ich nicht länger Raubbau an meinem Körper treiben durfte. Trotzdem wollte ich meine Zukunftspläne verwirklichen. Ende 1962 unterschrieb ich den Kaufvertrag für ein Grundstück.'

Anna fragt: ‚Wie war das möglich? Du hast uns in den letzten Tagen immer wieder gepredigt, wie mausarm du warst.‘

‚Auch dabei handelte es sich um eine Fügung: Mitten in der Nacht sprach ein einheimischer Grossgrundbesitzer bei mir vor. Völlig verstört klopfte er an die Tür meiner Lehmhütte und brach drinnen sofort in Tränen aus. Er erzählte eine unglaubliche Geschichte für Leute, welche die dortigen Verhältnisse nicht kannten. Der Mann besass viele Ländereien jedoch kein Bargeld. Er hatte sich in eine Ehrenschild eingelassen, die bald fällig war. Seine Gläubiger hatten gedroht, ihn zu töten, wenn er nicht pünktlich zahlen würde. Ich wusste, dass in diesem Land ein Leben nicht viel gilt. Die Menschen sind nicht zimperlich und er musste mit einem Mordanschlag rechnen. Er dachte, ich wäre eine Amerikanerin, weil ich früher in der Mission

gearbeitet hatte. Alle Bürger der USA stellte er sich mit einem gespickten Geldsack oder einem Scheckbuch vor.

Ich erklärte ihm, dass ich Schweizerin sei und keine nennenswerten Mittel besitze. Ich wüsste nicht, wie ich ihnen helfen könnte.

Ein neuer Tränenstrom floss aus seinen Augen. Er beschwor mich, dass auch eine geringe Summe ihn augenblicklich vor dem Schlimmsten retten würde. Für den Rest könnte er vielleicht einen Aufschub erlangen. - Er fragte, ob mein Heimatland nicht reich sei. In Europa gäbe es doch kein Elend und keine Meuchelmörder ...

Wenn mein Mitleid nicht stärker gewesen wäre, hätte ich lächeln müssen. So beschwichtigte ich ihn und klärte ihn auf. Nichts machte solchen Eindruck auf ihn wie die Versicherung, dass wir in der Schweiz keine Dollars hätten. Trotzdem arbeiteten meine Gehirnzellen auf Hochtouren. Mir war klar, dass ich keinen Franken wiedersehen würde, den ich ihm geben würde. Aber er bot mir von seinem guten Land an. Er war nicht übertrieben freigiebig, aber er gab es doch zu einem billigen Preis. Ich hatte in meiner Stube den Gegenwert von 300 Franken versteckt.'

Graziella meint: ‚Du machtest also doch nicht alles zum Gotteslohn?‘

‚Doch. In Brasilien haben mich die Leute nicht mit Geld bezahlt. Ich hätte es auch nicht angenommen. Die Leute mussten wissen, dass ich ihnen gratis half, sonst wären die Armen alleine in ihren Hütten gestorben. Es gab jedoch Bauern, die mir Naturalien brachten. Wie ich schon früher erwähnt hatte, arbeitete ich zwischendurch im Samariterspital in Sao Paulo und verdiente mir dort einen Zustupf.‘

Etwas beleidigt schaut sie Graziella an. Diese senkt den Blick.

‚Entschuldige bitte. Aber meine Frage hat sich aufgedrängt. Du hast dich gerühmt, dass du nie etwas verlangt hast. Ich hielt diese Einstellung für naiv. Du hast mir jetzt den Grund erklärt. Das Geld von Reichen hättest du wieder für die Armen einsetzen können, zum Beispiel für den Kauf von Medikamenten oder des Grundstückes.‘

‚Richtig, aber das machte ich nicht. Ich sehe, ihr hört gut und kritisch zu. – Meine Freunde in der Schweiz hatten schon vor Jahren ein Bankkonto Auf den Namen ‚Obra Beneficiente Armenhilfe‘ in Zürich eröffnet, auf das die gesammelten Spenden kamen. Von dort und von der Arbeit im Spital hatte ich das Bargeld.

Der Mann bot mir gutes Bauland an. Schon in wenigen Jahren würde es bedeutend mehr gelten, wenn es überhaupt noch zu kaufen war. Ich entschloss mich, den Handel abzuschliessen. Er nützte beiden Seiten. Ich holte das Geld und übergab es ihm gegen eine entsprechende Quittung. Der Brasilianer geriet in einen wahren Worttausch.

Ich meinte, dass noch 200 Franken fehlten. Diese würde ich aus der Schweiz beschaffen. Er solle sich den Betrag auf meinen Namen stunden lassen.

Ich stand auf einem eigenen Flecken Boden. Es handelte sich um Gras, Gebüsch und Steine, aber sie gehörten zum Gemeindegebiet von Rosario-Oeste. Oft suchte ich dieses Grundstück

für kurze Momente auf, oder meine Gedanken eilten dorthin. Ich war der Verwirklichung meiner Wunschträume einen Schritt näher gekommen.

Obwohl ich nun ein Grundstück mein eigen nannte, war ich in Rosario-Oeste nicht wunschlos glücklich. Wiederholt besorgte ich für Leute Dokumente: Männer brauchten eine Bestätigung, damit sie arbeiten konnten. Andere besaßen keine Geburtsurkunden. Hilfsbereit fuhr ich mit ihnen in diesen Fällen nach Cuiaba. Der Ämterkrieg kostete mich manchmal mit der Reise einige Tage. Die Strassen waren sehr schlecht. Auch hatte endlich ein Arzt seine Tätigkeit aufgenommen.

Seit Jahren hatten mich Bürger aus Varzea Grande - einem Vorort von Cuiaba - bestürmt, zu ihnen zu kommen. Als ich mit meinem Bruder Benjamin die Idee für den Hausbau durchging, fiel mein Entscheid: Ich hatte das Grundstück seinerzeit wohl günstig gekauft. Erschliessungskosten, Liegenschaftssteuern und andere Ausgaben hätten jedoch viel zu viel verschlungen. Ein Schweizer, den mein Bruder kannte, besaß in Varzea Grande verschiedene Ländereien. Um mein Werk zu unterstützen, willigte er in einen Tauschhandel ein.

Bei Aufgehalten in der Heimat fragten mich verschiedentlich junge Mädchen, ob sie mit mir reisen und mir helfen dürften. Selbst eine ausgebildete Krankenschwester befand sich darunter. Die anderen hätte ich anlernen können. Ich hätte die Angebote noch so gerne angenommen. Arbeit war mehr als genug vorhanden. Doch wo sollte ich die Helferinnen unterbringen?

Obgleich ich die meisten Patienten in ihren Hütten behandelte, musste ich ständig schwere Fälle auf der Station in Pflege nehmen. Das geschah unter recht primitiven Bedingungen. Ich wollte ein Haus bauen, das ausser der Küche und der Stube (die auch als Sprechzimmer diente) zwei Zimmer für Besucherinnen und ein grösseres Krankenzimmer umfasste.

Mir schwebte vor, dass sich diese jungen Mädchen jeweils für zwei bis drei Jahre verpflichten würden. Eine lehrreiche mit Strapazen verbundene Zeit wäre ihnen gewiss gewesen. Das Klima hätte manchen zugesetzt. Ich zweifelte jedoch nicht daran, dass ich unter diesen Bedingungen Gefolgsleute gewonnen hätte.'

Anna unterbricht: ‚Sie hätten dich später ihr Leben lang auch aus der Schweiz unterstützt. Da sie gesehen hätten, was du geleistet hast und welche Aufgaben noch warteten.‘

‚Richtig. Das Haus musste bald errichtet werden, denn die bisherige Hütte drohte einzustürzen. Da ich meine Lehrerinnen-Ausbildung erfolgreich abgeschlossen hatte, war ich auch von der Schule her nicht mehr an Rosario-Oeste gebunden. Ich betrachtete es als erneute Fügung, dass sich die Ehemänner zweier meiner besten Freundinnen bereit erklärten, mir zu helfen.‘

Rosa fragt: ‚Wie hast du das eingefädelt?‘

‚Diese Türe öffnete sich, als ich einige Monate in der Schweiz weilte. Rebecca betreute so lange die Station. Einer der Männer erhielt von den SBB, bei denen er arbeitete, ein halbes Jahr Urlaub, der andere von seinem privaten Arbeitgeber gar ein ganzes. Sie wollten nach Varzea Grande reisen, um dort den Hausbau in die Wege zu leiten.‘

Die beiden Freunde der guten Sache führten die erste Bauetappe aus. Diese richtete sich nach den finanziellen Mitteln. Sie sollte den Umzug aus dem zusammenbrechenden Lehmhäuschen ermöglichen.

Ich sagte zu den beiden, dass ich bisher von der Hand in den Mund leben musste. Also würde es auch weiter so gehen. Niemand dürfe mir vorwerfen, wenn ich aus den gegebenen Umständen so viel wie möglich herausholen würde.

Das Projekt konnte man nicht mit europäischen Bauten vergleichen. Vor allem die Preise bewegten sich in andern Grössenordnungen. Mit Ausnahme von ein paar eingeborenen Helfern arbeiteten die Handwerker für den Gotteslohn. Meine Freunde und ich bauten, bis das Bankkonto in der Schweiz erschöpft war. Dann mussten wir warten, bis weitere Mittel dazukamen.

Ich träumte davon, auf meinem Grundstück ein kleines Spital mit Verbandsraum sowie eine Primarschule zu errichten. Würde ich das verwirklichen können? Wann würde es sein?

Nur wer längere Zeit in Brasilien gelebt hat, der wird mich verstehen. Am Anfang war einfach der Wille zu helfen. Ich wollte irgendwo tätig sein, wo niemand anders eingriff und wo ohne meine Arbeit die Menschen ganz ihrer Not überlassen waren. Längst war aber etwas anderes dazugekommen: Ich hatte die Leute im Mato Grosso lieb gewonnen. Ich achtete ihre herzliche und tapfere Art, ein mühseliges Leben zu bestehen.

In grösseren Ortschaften begann es zu bessern. Die Verhältnisse waren nicht mehr so niederdrückend. Wer arbeiten wollte, der hatte genügend zu essen und konnte sich sauber kleiden. Doch waren die Menschen schwer zu regelmässiger Tätigkeit zu bewegen. Wahrscheinlich hatte das mörderische Klima diese Mentalität beeinflusst.

Ging der Besucher nur wenige Kilometer neben die dichter besiedelten Zentren hinaus, hörte der Fortschritt auf. Er dachte, dass dieser die armseligen Hütten in Steppe, Urwald und Sumpfbereich nie und nimmer erreichen würde. Es war auch schwierig, die Bewohner zum Verlassen der lotterigen, ungesunden Behausungen zu bewegen. Sie wollten nicht in grössere Städte umziehen. Ihre Toten begruben sie unter dem nackten Fussboden ihrer Häuser. In ihrer Gemeinschaft und unter dem Schutz der Vorfahren wollten sie leben.'

Rita meint: ‚Hat diese Ansicht nicht etwas Grossartiges an sich? Geht sie nicht weit über primitiven Geisterglauben hinaus? Es besteht mehr als die Treue zum Gegebenen: Die Gewissheit, dass unzertrennlich ist, wer einmal in naher Gemeinschaft gelebt hat!‘

‚Richtig. Morgen erzähle ich euch von meiner ersten Zeit in Varzea Grande.‘

## **7. Varzea Grande**

Wieder erzählt Rahel Steingruber ihren Freundinnen im Altersheim Brissago von ihrem abenteuerlichen Leben.

‚In meinem neuen Heim in Varzea Grande lebte ich mich schnell ein. Endlich wohnte und wirkte ich in eigenen vier Wänden, die ich selber mitgebaut und gestaltet hatte. Die Grösse des Hauses lag bei 10 x 15 Metern. Trotzdem war es oft zu klein für die Betreuung der Patienten. Ich behandelte nicht nur in der Stube sondern auch auf der Veranda und manchmal

gar im Freien. Letzteres war zum Beispiel der Fall, wenn Lastwagen voller Malariakranker aus dem Amazonasbecken ankamen.

Obwohl ich mich jetzt in einem Vorort von Cuiaba befand, dem Hauptort des Bundesstaates Mato Grosso, traf ich nicht weniger Elend an als vorher im ländlichen Rosario Oeste. Den Horizont veränderten immer neue Hochhäuser. Diese Entwicklung und der Wohlstand drangen jedoch nicht bis zu mir. Über mangelnde Arbeit beklagte ich mich nie. Immerhin vereinfachten sich viele Wege. So erreichte ich schnell die Behörden, wenn ich Dokumente oder Hilfe brauchte. Ausserdem unterstützten mich die Beamten, in dem sie für ihre Dienstleistungen von mir nichts verlangten. Der lange, zeitraubende Marathon schrumpfte zusammen. Ganz in meiner Nähe befand sich der Flughafen. Er machte mich flexibler für Reisen nach Sao Paulo oder Notfalleinsätze im Amazonasgebiet.'

Anna meint: ‚Ich stelle mir vor, dass diese Zeitersparnis für dich Gold wert war. Für die Lösung all deiner Aufgaben hätte der Tag aus weit mehr als 24 Stunden bestehen müssen.‘

‚Allerdings. - Ich hatte in einem einfachen Restaurant in Cuiaba gegessen und suchte anschliessend das WC auf. Auf dem Weg dorthin sah ich in einem dunklen Verschlag ein 14jähriges Mädchen, das auf dem Lehm Boden sass. Neugierig trat ich ein. Als sich meine Augen an das wenige Licht gewöhnt hatten, stellte ich fest, was der Heranwachsenden fehlte: Ihre Gliedmassen hatten sich im Mutterleib nicht voll entwickelt. Die Hände glichen geballten Fäusten jedoch ohne die Finger. Diese wie auch die Zehen an den Füssen hatten sich nicht gebildet. Wahrscheinlich war das Kind zu früh zur Welt gekommen. Während ich das Mädchen untersuchte, meldete sich die Stimme der Mutter aus dem Hintergrund.

Wir stammen aus Minas Gerais. Vor einigen Monaten kamen wir hierher. Ich hatte gehofft, dass jemand Fatima helfen würde. Leider war dies bisher nicht der Fall. Meine Tochter kann weder stehen noch gehen. Sie sitzt oder liegt immer.

Ich fasste schnell einen Entschluss. Ich verrichtete mein *Geschäft* und rief zwei junge, kräftige Männer. Ich bat diese, die Patientin in meinen Jeep zu tragen. Die Mutter stieg vorne ein. Wir fuhren in mein Ambulatorium.

Dort wusch ich Fatima und kleidete sie neu ein. Ich wusste, dass ich hier nicht mehr tun konnte. Ich bereitete auch meine Reisetasche vor und informierte die kleine, magere, ärmlich gekleidete Frau, dass ich mit Fatima nach Sao Paulo fahren würde. In der dortigen Universitätsklinik würden sie manchmal Menschen auch unentgeltlich helfen. Wir würden allerdings Geduld brauchen. Ich forderte sie auf, in ihrem Wohnraum zu warten. Sobald ich Neuigkeiten hätte, würde ich sie informieren.'

Rita unterbricht: ‚War die Reise nicht gefährlich? Ich stelle mir vor, dass die Strassen nicht so gut ausgebaut und sicher waren wie bei uns. Warum bist du nicht geflogen?‘

‚Zuerst zur letzten Frage: Innerbrasilianische Flüge sind sehr teuer. Für das Mädchen hätte ich auch zahlen müssen. Es war ausserdem fraglich, ob wir so kurzfristig einen Platz gefunden hätten. Betreffend der Gefahr hast du recht. Als ich mit Fatima nach Sao Paulo fuhr, überraschte uns unterwegs ein sintflutartiger Regen. Die Nacht wurde noch dunkler. Ich fuhr mit einem Tempo, das ich bei diesem Wetter verantworten konnte. Plötzlich stoppte der Verkehr. Wir blieben in einer Kolonne stecken. Als sich die Autos auch nach einigen Minuten



noch nicht bewegt, stieg ich aus und lief nach vorne. Ein verrunzeltes, kleines Männchen stand mit einer Petrollaterne vor den Trümmern einer Brücke. Der ruhige Bach, der unten durchfloss, hatte sich in einen reissenden Fluss verwandelt. Er hatte die Pfeiler unterspült und Teile des Bauwerkes weggerissen. Wie ich später erfuhr, hatte er sieben Fahrzeuge ohne Vorwarnung in die Tiefe gezogen.

Der Mann war vom Rauschen des Wassers und von anderen unbekanntem Geräuschen erwacht. Es hatte gedauert, bis er seine Lampe angezündet hatte. Als er auf die Brücke getreten war, tat sich vor ihm ein Loch auf. Er kehrte ans Ufer zurück und hielt den Verkehr auf. Mit seiner Geistesgegenwart rettete er viele Menschenleben.

Er wusste allerdings nicht, was auf der anderen Seite geschah, das heisst, ob und wer dort seine Arbeit verrichten würde. Er beschrieb mir, wo sich die nächste Brücke befand.

Wie ich wendeten viele Autos und suchten den nächsten Flussübergang. Diesen fand ich einige Kilometer abwärts. Zum Glück war er noch intakt. Ich weckte die Leute auf dem nächsten Polizeiposten und liess jemanden zum Unfallort schicken.

Auf dem weiteren Weg dankte ich Gott, dass er mir beigestanden hatte.'

Graziella meint: ‚Stell dir vor, was geschehen wäre, wenn du schneller gefahren und früher an den Fluss gelangt wärst ...‘

Rosa ergänzt: ‚Der Retter vielleicht unzähliger Menschenleben stammte aus einfachsten Verhältnissen. Er konnte wahrscheinlich weder Lesen noch Schreiben. - Wie ging es weiter mit Fatima?‘

‚Nach diesem Zwischenfall gelangten wir ohne weitere nennenswerte Probleme in die Grossstadt im Süden. Ich war jedoch nicht die einzige, die von der Barmherzigkeit der Angestellten der Uniklinik wusste. Die Warteschlange umgab fast den ganzen Häuserblock. Die Menschen standen oft mehrere Tage und Nächte an, bis sie ein Wächter hereinrief und meldete, dass ein Platz frei war. Ich kannte dies und hatte entsprechend vorgesorgt. In meiner Tasche befand sich auch Wasser und etwas zum Essen. Selbst eine Decke zum Schlafen fehlte nicht.‘

Anna unterbricht: ‚Musstest du auch anstehen und so lange warten? Haben dich die Leute nicht bevorzugt?‘

‚Leider nicht. Ich habe nicht gezählt, wieviele Tage und Nächte ich in Warteschlangen verbracht habe.‘

Als Fatima endlich an die Reihe kam, behandelten sie die Ärzte und Schwestern sehr zuvorkommend. Ich durfte der Operation beiwohnen. In stundenlanger Kleinarbeit lösten und schnitten die Mediziner jedes Finger- und Zehengelenk auf und gaben ihm seine Beweglichkeit.

Die Kranke blieb im Spital, während ich nach Cuiaba zurückkehrte, um meine anderen Patienten zu betreuen. Nach zwei Monaten erhielt ich die Nachricht, dass ich das Mädchen abholen könne. Meine Freude war gross, als ich sah, was Ärzte und Physiotherapeuten erreicht hatten: Fatima kam mir mit unsicheren Schritten entgegen. Sie zeigte mir auch, dass

sie mit einer Nähnadel durch ein Tuch stechen konnte. Diese Übung hatte sie gelernt, damit die Finger das Gefühl bekamen.

Das glückliche Mädchen blieb noch längere Zeit bei mir und half mir. Ich lehrte es sticken. Damit unterhielt es später seine ganze Familie. Nach 14 Jahren fühlte sich Fatima endlich wie ein vollwertiger Mensch, nachdem sie vorher wie ein Krüppel dahingesiecht war.

Ich musste verschiedentlich nach Sao Paulo reisen. Die Mittel dafür erhielt ich aus der Schweiz. Wenn meine dortigen Freunde gewusst hätten, wieviel Gutes sie mit ihrem Geld taten ...'

Anna fragt: ‚Wer hat deine Interessen in der Schweiz vertreten und für dich Geld gesammelt?‘

‚Leider war dies zu schlecht organisiert, wie ich schon erwähnt habe. Nachträglich muss ich gestehen, dass ich diesen Punkt vernachlässigt habe. Ich war so in meine Arbeit vertieft, dass ich mir keine oder zu wenig Zeit für Öffentlichkeitsarbeit nahm.‘

‚Richtig. Wir Schweizer wollen informiert sein. Uns interessieren Erfolge wie auch Misserfolge. Wir spenden nur, wenn wir wissen, was mit unserem Geld geschieht. Ich kenne verschiedene kleinere Organisationen in deiner Grösse, die 1 - 2 Mal jährlich einen Aussand machen und ihren Gönnerkreis über ihre Aktionen und Pläne informieren. Eine stellt gar jedes Mal ein Kind vor, das sie betreut. Die hiesigen Freunde identifizieren sich so besser mit der Stiftung, der Arbeit und den betroffenen Menschen.‘

‚Du hast recht. Ich hätte dem mehr Beachtung schenken müssen. Immerhin nahm man Ende der 60er Jahre auch bei uns von meiner Tätigkeit Kenntnis. So brachte der *Schweizerische Beobachter* eine mehrteilige Reportage über mein Werk, die auf ein gutes Echo stiess. *Das Beste aus Reader's Digest* stiess nach und selbst die grosse *Schweizer Illustrierte* berichtete über meine Taten im fernen Mato Grosso. Damit stieg der Spendenstrom entsprechend an. Es fehlte jedoch die Koordination.‘

‚Das kann ich mir vorstellen. Du bist eine sehr vielseitige Praktikerin. Was dir gefehlt hat, war ein sogenannter *Manager*, der dich und dein Werk *verkauft* hat. Wer zahlte zum Beispiel deine Flüge in Brasilien oder in die Heimat?‘

‚Ich natürlich. Letztes Jahr schrieb allerdings ein Freund der Swissair, machte die Direktion auf mein Werk aufmerksam und regte eine Vergünstigung an. Tatsächlich erhielt ich einen Gratisflug, den ich bei meiner nächsten Reise einlöste. Ausserdem wird die Gesellschaft in Zukunft für mich den günstigst möglichen Tarif anwenden.‘

‚Siehst du, so etwas hätte man schon vor 20 Jahren machen müssen! Bei anderen Sachen dürfte es sich ähnlich verhalten. So wie ich dich inzwischen kennengelernt habe, bist du in dieser Beziehung zu schüchtern und zu bescheiden. Ein bisschen mehr Frechheit hätte nicht geschadet.‘

‚Das stimmt. Aber wer kann seinen Charakter so ändern? Ich konnte und wollte mein Licht nicht unter den Scheffel stellen.‘

‚Entschuldige meine Einmischung, Rahel. Erzähle bitte weiter.‘

„Weit ab von der Zivilisation wollte ein Vater seinem Sohn mit dem Buschmesser einen Stockzahn ziehen. Dabei verletzte er ihn mit dem zu wenig gesäuberten Werkzeug. Der Knabe erkrankte. Erst sehr spät brachte ihn der Mann zu mir. Ich diagnostizierte Krebs und reiste mit dem Jungen nach Sao Paulo. Dort behandelten ihn die Ärzte dank meiner Zusage.“

Rosa meint: „Das tönt für uns Schweizerinnen fast unglaublich.“

„Viele Familien waschen ihre Kleider noch an fliessenden Gewässern, weil sie in ihren Behausungen keine Möglichkeit dazu haben. Mehrere Frauen taten dies an einem Fluss in der Nähe von Varzea Grande. Zum Trocknen legten sie die Wäsche auf Steine am Ufer. Eine der Wäscherinnen erlitt einen Schock, als sich der vermeintliche Stein bewegte. Es handelte sich um eine Riesenschlange, die sich eingeringelt hatte und mit ihrer grauen Farbe von den Steinen nicht zu unterscheiden war. Ihre Kolleginnen brachten die Frau zu mir. Ich half ihr.“

Graziella fragt: „Hattest du auch Begegnungen mit Riesenschlangen?“

„Sicher. Wer wie ich gelebt hat, traf auch mit gefährlichen Tieren zusammen. Aber ich fürchtete mich nicht. Einmal nachts hörte ich ein Klopfen an meiner Tür. Ich dachte, es sei ein Patient und öffnete. Eine Boa lag draussen. Sie kroch ins Haus. Es herrschte damals eine Trockenzeit. Ich nahm an, dass sie Durst hatte und füllte ihr einen Teller mit Milch. Sie trank ihn bis auf den letzten Tropfen aus und verliess mein Heim wieder. Als ich am Morgen erwachte und vor das Haus trat, sah ich sie um einen Ast auf einem nahen Baum gewickelt.“

„Das wäre nichts für mich!“

„Einen Mann rettete ich vor dem Grab. Seine Familie war sehr arm. Sie vermochte nicht einmal einen Sarg. So trug sie ihn in einer Hängematte von ihrer Hütte zum Friedhof. Ich traf den Zug unterwegs an und fragte nach der Todesursache.“

Ein Bruder antwortete, dass er noch lebte. Sie brächten ihn jedoch jetzt schon hin, weil die Leiche schwerer sein dürfte. Seit Tagen hätte er nichts mehr gegessen und auf den Tod gewartet.

Ich forderte die Leute auf, mir zu folgen. Ich wollte helfen.

In meinem Ambulatorium untersuchte ich den Sterbenden. Ich stellte fest, dass die Nieren nicht mehr genügend arbeiteten. Mit dem Einverständnis der Angehörigen operierte ich den Mann. Die rechte Niere war halb verfault. Ich nahm sie heraus. Die linke sah etwas besser aus. Da für eine Verpflanzung keine Möglichkeit bestand, musste ich es mit einer Diät für den Patienten versuchen. Diese war erfolgreich. Der 40jährige sprang dem Tod noch einmal von der Schippe.“

Rita fragt: „Hast du dem Sensenmann öfters ein Schnippchen geschlagen?“

„Unzählige Male! So verhinderte ich verschiedentlich, dass Menschen lebendig begraben wurden. Die einfachen Leute wussten nicht, was ein Koma oder eine Starre war. An den Überlandstrassen kam es immer wieder zu schweren Unfällen. Die Strassenränder und -borde waren - und sind auch heute noch - zu wenig gesichert und signalisiert. Regten sich die Opfer nicht mehr, hielt man sie für tot. Diejenigen, die zu mir gelangten, oder die ich auf meinen Reisen antraf, brachte ich ins Leben zurück.“

Graziella meint: ‚Bei diesen dürfte es sich nur um die Spitze des Eisberges gehandelt haben. Stellt euch vor, wie viele Männer und Frauen lebendig unter die Erde kamen ...‘

‚An einigen Tagen meldeten sich nur wenige Patienten. Gelegentlich konnten es aber 50, 60 oder sogar 80 sein. Wenn jemand weiterer Behandlung bedurfte, wies ich ihm eines der 8 Betten oder eine der 20 Hängematten zu. Dort blieb er ohne Bezahlung, bis er geheilt war, auch wenn dies Monate dauerte.

Obwohl ich wenig robust aussah, leistete ich schwere Arbeit. Ich glaube, ich darf das sagen. Ich hielt auch nicht ein, wenn die Temperatur über 50 Grad stieg oder die Feuchtigkeit fast unerträglich wurde. Mein Leben war spartanisch. Es machte mir nichts aus, dass mein Dach und meine Wände mich weder vor Termiten, giftigen Spinnen noch Schlangen schützten. Ich kannte keine Furcht.

Freunde schüttelten wiederholt bewundernd den Kopf, wenn ich mein altes Auto über gefährliche, unebene Strassen steuerte, oder wenn ich durch den vom Regen aufgeweichten Dschungel marschierte.

Ich brauchte immer mehr Medikamente, Kleider und Nahrungsmittel für meine Patienten. Im Laufe der Jahre hatte ich fast alles verkauft, das ich besessen hatte - was nie viel war! Wie schon früher angetönt, begann ich, mich mit Erfolg an Freunde und Bekannte in der Schweiz zu wenden. Rundschreiben und Vorträge anlässlich meiner seltenen Besuche in der Heimat brachten weitere Zuschüsse. Aber wie du gesagt hast, Anna, wir hätten in dieser Beziehung weit mehr machen müssen.

Immerhin begann eine Kontinuität der Spendengelder. So gehört es in meinem Geburtsort Wald ZH zur Tradition, dass die Kollekte der Sonntagsschulweihnacht meiner Stiftung zugute kommt.’

Anna fragt: ‚Hat es auch sonst Ehrungen von zum Beispiel deiner Heimat-, deiner Geburt- oder Wohngemeinde gegeben?‘

‚Wald verlieh mir vor einigen Monaten das Bürgerrecht ehrenhalber und spendete einen grösseren Betrag. Ich freute mich sehr über die schöne Feier. Von Varzea Grande erhielt ich schon lange das Ehrenbürgerrecht. Schönengrund wird ab jetzt meine Stiftung jährlich mit einem Beitrag unterstützen. Von Brissago weiss ich noch nichts.’

Graziella meint: ‚Ich kenne den Gemeindepräsidenten und werde ihn auf deine Arbeit ansprechen. Ich finde, man soll den Menschen ihre Wertschätzung zeigen, wenn sie leben und nicht erst nachdem sie gestorben sind.’

Rahel lächelt bescheiden.

‚Zur Abhilfe bei besonderer Not sandte uns das Internationale Rote Kreuz zwei Tonnen Milchpulver. Die Terre des Hommes Kinderhilfe stellte uns Gelder zur Verfügung. Damit ermöglichten wir vielversprechenden Jugendlichen einen Schulbesuch.

Im Jahr 1973 erklärte der Gouverneur des Staates Mato Grosso per Erlass mein Werk zur *Obra Beneficiente Nova Suiça* (= Wohltätigkeitswerk neue Schweiz) und bezeichnete es als im *öffentlichen Interesse liegend*. Trotz dieser offiziellen Anerkennung verliess ich mich weiterhin

nur auf freiwillige Beiträge. Ich wollte keine feste Bindung an Staat oder Kirche. Dies, obschon mir das Geld oft ausging. Gelegentlich konnte ich nicht einmal das Benzin für meinen Wagen bezahlen. Mit gleicher Hingabe nahm ich mich der Weissen, der Schwarzen, der Indios und der Mischlinge an.'

Anna mischt sich ein: ‚Entschuldige, dass ich dich unterbreche. Deine Gründe sind edel, aber ich halte sie für naiv. Was du gemacht hast, wäre Sache des Staates gewesen. Den Behörden stehen Mittel für die Bildung sowie für das Gesundheitswesen zur Verfügung. Ein Teil davon hätte zu dir fließen müssen.‘

‚Ihr kennt die brasilianische Mentalität nicht. Nur ein Rinnsal der öffentlichen Gelder gelangt dorthin, wo sie gebraucht werden. Zuviel bleibt an klebrigen Händen hängen, oder verschwindet in überdimensionierten Verwaltungen. Dort sieht man wohl jede Menge Beamte, aber nur wenige die wirklich arbeiten. Viele sitzen am Pult, lesen die Zeitung, plaudern, oder schlagen sich sonst die Zeit tot. Eine weitere Gruppe erscheint erst gar nicht im Büro und bezieht trotzdem den Lohn.‘

‚Ich glaube dir, Rahel. Aber haben die Behörden nicht manchmal deine Gutmütigkeit und deine Hilfsbereitschaft ausgenützt?‘

‚Wenn du es so darstellst, gebe ich dir recht. Aber ich habe es eigentlich nie so empfunden. Verschiedentlich kam es vor, dass Epidemien Gebiete im Amazonasbecken heimsuchten. Offizielle Stellen baten mich dann, dort zu helfen. Mit einem Flugzeug brachten sie mich an die Wirkungsstätten, wo ich die Leute impfte und behandelte. Ausser meiner persönlichen Befriedigung, Mitmenschen gerettet und geholfen zu haben, erhielt ich dafür nichts. Einheimische Ärzte und Schwestern hätten sie zahlen müssen. Aber ich beschwerte mich nie.‘

‚Du bist ein Engel! Aber auch diese müssen essen und trinken, um auf der Erde zu überleben. Weil du immer alles gegeben und nichts für dich gefordert hast, musst du im Alter knapp durch. Deine AHV-Minimalrente ist in der Schweiz zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. Während wir unser Leben lang für das Alter vorgesorgt haben, hast du alles den Armen geopfert. Ich begreife nicht, dass dir Gemeinde oder Staat in einem solchen Fall nicht helfen.‘

Anna ergänzt: ‚Wer weiss, vielleicht gibt es entsprechende Fonds oder Mittel, aber wir haben nie davon gehört und Rahel kommt nicht in den entsprechenden Genuss.‘

Maria meint verschmitzt: ‚Wie ich Rahel in den letzten Wochen kennenlernen durfte, lag ihr das Wohl der andern immer so am Herzen, dass sie sich zu wenig um sich selbst kümmerte. Du hast dich wahrscheinlich nie erkundigt, ob und welche Möglichkeiten dir offenstehen.‘

Die Angesprochene nickt, lächelt ihr bescheidenes und sympathisches Lächeln und erzählt weiter: ‚Da ich während dieser Zeit keine Mitarbeiter beschäftigte - ausser wenn Rebecca bei mir weilte - konnte ich kaum je ausspannen. An einem typischen Tag auf meiner Station stand ich um 4 Uhr früh auf. Wenn ich vor die Türe trat, fand ich oft schon eine wartende Familie vor. Da wimmerte zum Beispiel ein Kind vor Zahnschmerzen. Seine Mutter litt an Nierenbeschwerden. Das Kleine brauchte Sonderbehandlung. Ich schickte es zum Zahnarzt. Auf einen Zettel notierte ich, dass dieser die Rechnung an mich adressieren dürfe. Der Frau verschrieb ich eine Diät. Das war jedoch nicht so einfach, handelte es sich doch bei der

Patientin um eine Analphabetin. Später gab ich einer anderen Familie einen Wasserfilter. Sie sollte damit das Trinkwasser von Krankheitserregern reinigen. Ich erklärte auch dessen Gebrauch.

Männer trugen ein Unfallopfer herbei. Die Hand des Holzfällers musste ich sofort behandeln. So ging es weiter. Gleichzeitig versorgte und pflegte ich die stationären Patienten im Pavillon.'

Rosa fragt: ‚Gab das nicht ein Chaos mit Schreien, Klagen und Reklamieren?‘

‚In der Regel nicht. Diese Menschen leiden geduldig. Sie sind freundlich und oft sehr intelligent. - Ich versuchte, sie nicht nur zu verarzten, sondern ihnen zu einem selbständigen und zielgerichteten Leben zu verhelfen. So lehrte ich den 16jährigen Maximo - der sich mit einer Axt schwer verletzt hatte - während seines Aufenthaltes bei mir Lesen und Schreiben. Nachher wollte er Lehrer werden.

Tinte war ein chronischer Alkoholiker und galt als Revolverheld. Als seine Frau bei einer Geburt starb, brachte ich ihn schrittweise dazu, für seine übrigen Kinder zu sorgen. Er gab das Trinken auf und händigte mir seine Pistole aus. Ich versenkte diese in einem mit Morast gefüllten Loch in einem nahen Sumpf. Fortan arbeitete Tinte als fleissiger Fischer. Seine Familie achtete und liebte ihn.

Bei meinen Bildungs- und Erziehungsversuchen griff ich immer wieder auf Beispiele aus der Natur zurück. So lebt in den Wäldern der Gegend ein Insekt, das mit seinem Kopf einer Schlange ähnelt. Mit einem Rüssel saugt es flüssige Nahrung aus den Bäumen. Diese bewahrt es im *Kopf* auf. Kommt die jährliche Trockenzeit überlebt es. - Leider droht diesem faszinierenden Lebewesen trotzdem das Aussterben, ist es doch gegen die Brandrodungen von uns Menschen machtlos. - Ich erwähnte dieses Tier jeweils, um den Leuten zu zeigen, wie man vorsorgen kann: Jedes Jahr kam die kühlere Jahreszeit und der Regen. Löcher und undichte Stellen in den Hütten hätten sie rechtzeitig ausbessern können. Aber sie schoben es vor sich hin und litten anschliessend an vermeidbaren Krankheiten.

Selbstverständlich gab es auch für mich Fehlschläge oder ich musste mich mit Teilerfolgen zufriedengeben. Mit besonderer Aufmerksamkeit widmete ich mich einer Familie, die noch vor kurzer Zeit am Verhungern gewesen war: Die blinde Frau hatte einen geistig zurückgebliebenen Mann geheiratet. Auch die fünf Kinder waren behindert. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es mir, zwei Söhnen einfache Verrichtungen beizubringen. Mit Fischen und dem Verkauf von Früchten versorgten sie ihre Angehörigen mit Nahrung und Wasser. Zum ersten Mal erlebten diese Leute Freude und Erleichterung. - Damit habe ich genügend erzählt für heute. Wahrscheinlich werde ich 1 - 2 Wochen nicht mehr hier weilen.'

Anna fragt: ‚Warum nicht? Wir werden dich vermissen.‘

‚Nächsten Donnerstag habe ich den ersten Termin bei dieser Augenärztin in Lörrach. Ich verbinde ihn mit Besuchen bei Freunden in der Deutschschweiz.‘

## **8. Lepra**

Als Rahel Steingruber wieder im Altersheim Brissago erscheint, fehlt Rosa unter ihren Zuhörerinnen.

Anna klärt die Besucherin auf: ‚Rosa ist letzte Woche von uns gegangen. Wir alle warten hier auf unsere letzte Reise. Bei ihr war es so weit.‘

‚Sie machte gar keinen kranken Eindruck. – Dann starb sie, nachdem ich bei ihrer Tochter war.‘

‚Ja, wahrscheinlich. Rosa zählte knapp 85 Jahre. Ihr Körper war schon seit längerer Zeit verkrebt.‘

‚Es tut mir leid um sie. Wenn ich ihr nur hätte helfen können.‘

‚Das hast du getan. Bevor sie einschlief, hat sie sich von uns verabschiedet. Weil sich ihre Familie nicht um sie kümmerte, waren wir ihre Nächsten. Sie meinte zu uns, dass du ihr mit den Geschichten aus deinem erfüllten Leben die letzten Wochen bereichert und interessant gestaltet hast. Sie wünscht dir alles Gute.‘

Graziella fragt: ‚Wie war es bei der Augenärztin?‘

‚Gut. Die Medikamente, die sie verschrieben hat, wirken bereits. Auf einem Auge bin ich blind. Die Sehkraft des andern wurde auch immer schlechter. Inzwischen hat es sich stabilisiert. Ich leide an beiden Augen am grauen Star und muss mich operieren lassen.‘

‚Haben die Ärzte im Kanton Appenzell diese Diagnose nicht gestellt?‘

‚Nein.‘

‚Ich dachte, sie hätten dort diese Operation durchgeführt.‘

‚Anscheinend nicht. Ich weiss nicht genau, warum sie mein Auge nicht heilen konnten. Ohne diese Ärztin in Lörrach wäre ich wahrscheinlich in kurzer Zeit völlig erblindet. Jetzt hoffe ich wieder.‘

‚Das freut mich für dich. - Erzähle bitte wieder. Wir litten bereits an Entzugserscheinungen.‘

‚Wieder einmal weilte Rebecca in Brasilien und betreute die Station. Benjamin, ein Journalist und ich unternahmen eine Reise zu den Eingeborenen. Mit dem Wagen fuhren wir nach Norte Londia, ein armseliges Dorf, das als ein Mekka der Diamantengräber schon bessere Tage gesehen hatte. In kürzester Zeit drängten sich zehn Frauen und dreissig Kinder um mich. Ich sprach zuerst mit einem von Narben bedeckten Kind - es war mit Syphilis geboren - und behandelte es in einer nahen Hütte. Dann kamen die andern Hilfesuchenden an die Reihe.‘

Zwei Tage später langten wir in einem Aussätzigendorf an. Dessen Bewohner (auch die Kinder) waren völlig auf sich allein gestellt. Aus Furcht vor den herannahenden Fremden versteckten sie sich zunächst. Etwas später winkte mich ein alter Mann heran. Ohne Zögern betrat ich seine Hütte. Dort fand ich einen andern Greis vor. Dieser war schwach, fast blind. Die schreckliche Krankheit hatte seine Nase weggefressen. Ich behandelte die Wunden und verabreichte Medikamente.‘

Rita fragt: ‚Ist Aussatz heilbar?‘

‚Ja. In den grösseren Städten Brasiliens gibt es Heilstätten für Aussätzig. Aber sie reichen bei weitem nicht aus, um alle Opfer dieser Krankheit aufzunehmen. Ich bezweifle ausserdem, dass die Leute dort auf die Probleme der Kranken eingehen und sie wie Menschen behandeln. Aus

meiner Erfahrung weiss ich, dass der Wille viel zur Heilung beiträgt. Stösst man diese Männer und Frauen aus der Gemeinschaft aus, isoliert sie, ekelt sich vor ihnen, verlieren sie den letzten Rest Selbstvertrauen und resignieren. Ich versuchte, ihnen neben den Medikamenten ihren Lebensmut zurückzugeben.'

Graziella meint: ‚Das leuchtet mir ein. Eine gewisse Isolation erleben wir schon hier im Altersheim. Wir sind aus der Gemeinschaft der Familien ausgeschlossen, haben unsere Lebensaufgabe verloren und warten auf den Tod. Ich glaube, mit Motivation könnten einige Senioren noch Verschiedenes erreichen.'

‚Richtig. Die Resultate meiner Lepra-Behandlungen bestätigten diese Behauptung. Morgen wiederholt das Fernsehen übrigens einen Dokumentarfilm des Bayrischen Rundfunks über meine Arbeit. Dort zeigen sie auch, wie ich eine an Lepra erkrankte Frau behandelte.'

Die Zuhörerinnen meinen einstimmig: ‚Den Film lassen wir uns nicht entgehen.'

Anna ergänzt: ‚Gibt es jeweils Reaktionen auf die Ausstrahlung?'

‚Ja. Einzelne Sender blenden am Schluss unsere Bankverbindung ein. So kommen wir zu neuen Spendern. Letztes Jahr machte ich wegen dieser Lepra-Geschichte über Umwege die Bekanntschaft einer alten, wohlhabenden Dame, die mit ihrer Stiftung Lepra-Kranken in der ganzen Welt helfen will. Wir haben uns bereits verschiedentlich getroffen und uns auf Anhieb sehr gut verstanden. Sie liess meiner Organisation einen grossen Betrag zukommen.'

‚Verwendest du ihn für die Lepra-Kranken?'

‚Nein. Uns schwebt seit langem vor, unser Hilfswerk unabhängiger vom Mittelzufluss aus der Schweiz zu machen. Wir planen in meinem Ambulatorium zwei Zahnarztpraxen. In der einen wollen wir Brasilianer mit Geld behandeln, die für unsere Leistungen bezahlen. In der zweiten betreuen wir die Armen unentgeltlich. Ein Freund, der bereits verschiedentlich in Brasilien und im Mato Grosso weilte, hat ein entsprechendes Projekt ausgearbeitet und Offerten eingeholt. Die Schenkung der Gönnerin erfolgte zweckgebunden für dieses Werk. Denn noch weiss ich nicht, ob und wie ich wieder im Urwald herumreisen und die Aussätzigen betreuen kann. Auch an mir geht das Alter nicht spurlos vorbei. Wegen meiner Augengeschichte sitze ich jetzt schon Monate in der Schweiz fest.'

‚Wer führt das Werk während deiner Abwesenheit?'

‚Die Federação Espirito von Cuiaba (geistige Loge) überwacht es als Überbrückung unentgeltlich. Die Mitglieder helfen auch praktisch. An einzelnen Tagen besorgen stundenweise ein Kinder- und ein Allgemeinarzt sowie eine Frauenärztin die Untersuchungen, Diagnosen und Therapieanweisungen. Ich telefoniere regelmässig mit meinen Kontaktleuten. Gemäss ihren Angaben ist alles in Ordnung.'

‚Musst du die Ärzte bezahlen?'

‚Zwei ja. Der Allgemeinarzt arbeitet seine zwei Stunden wöchentlich gratis. Ich rettete ihn als kleines Kind.'

Anna fragt: ‚Wenn ich dich richtig verstehe, leiten im Moment Einheimische die Geschäfte. Brauchst du keine Schweizer für deine Nachfolge, damit alles in deinem und dem Sinne deiner



Spender abläuft? Unser Volk ist misstrauisch und will wissen, wohin das Geld geht. Mit dir in Brasilien war das gewährleistet. Aber was geschieht jetzt?’

‚Du stellst eine sehr heikle Frage, meine Liebe. Was glaubst du, wie oft meine Freunde und ich uns schon den Kopf darüber zerbrochen haben. Wir haben argumentiert wie du. Verschiedene Möglichkeiten haben sich zerschlagen, aber wir geben nicht auf. Wir suchen weiter.’

‚Danke. Ich wollte dich nicht verletzen. Findest du keine Ärzte, die unentgeltlich einige Wochenstunden für euch tätig sind?’

‚Ich freue mich, wenn ihr mitfühlt, konstruktive Kritik übt und nicht nur unbeteiligt zuhört. Auch mich stört, dass wir die Mediziner zahlen müssen. Deine Anregung greife ich gerne auf, Anna. Bei meiner nächsten Reise werde ich eine entsprechende Lösung suchen.

Auf der Weiterfahrt besuchten wir weitere Mischlingssiedlungen in der Steppe. Am Rand des Urwaldes liessen wir den Wagen zurück. Wir machten uns auf den Weg zum Dorf der Nhambiquara-Indianer. Unter einem sturzbachähnlichen Gewitterregen marschierten wir fünf Stunden.

Der Tag war beschwerlich. Ich hatte eine grosse Anzahl Patienten betreut. Am Abend luden uns die Eingeborenen zum Essen ein. Das Menu bestand aus unzerlegt gebratenem Affenfleisch! Der Journalist wurde blass im Gesicht und begann zu würgen. Er entschuldigte sich bei den Gastgebern wegen Magenproblemen. Benjamin und ich assen, ohne mit der Wimper zu zucken, was auf dem Boden stand. Wir waren uns an solche Speisen gewöhnt.

Später versuchten wir, mitten in der ununterbrochenen Betriebsamkeit der Indios etwas Schlaf zu finden. Ich nahm schon in den frühen Morgenstunden meine Arbeit wieder auf. Für diesen Stamm schien zwischen Tag und Nacht kein Unterschied zu bestehen. Jederzeit fertigten einige Pfeile an, andere jagten und weitere ruhten.

Die meisten Leute waren bei schlechter Gesundheit. Aber sie waren freundlich. Sie empfanden Freud und Leid wie wir. Denjenigen, die ihnen halfen, waren sie grenzenlos dankbar.

Auf meinen Expeditionen änderte ich die Reisepläne und die Routen immer wieder ab. Ich wollte mit mir noch unbekanntem Menschen Kontakt aufnehmen. Obwohl der Urwald dünn besiedelt war, verbarg er viel Elend.

Zu diesen Völkern zu gelangen, war oft gefährlicher, als mit ihnen auszukommen. Im Laufe der Jahre durchwatete ich unzählige Flüsse. Bei einsamen Pferderitten begegnete ich Jaguaren. Autopannen gehörten ebenso zu meinen Abenteuern. So musste ich einmal lange warten, bis ein Lastwagen vorbeikam und mich mitnahm. Es verstrichen aber volle fünf Tage, bis mein Wagen mit dem neuen Ersatzteil wieder fahrtüchtig war.’

Graziella unterbricht: ‚Du hast erzählt, dass Benjamin euch begleitet hat. Was ist aus ihm geworden?’

‚Er bekam den Beinamen brasilianischer Tarzan. Während Jahrzehnten lebte er auf Baumhütten. Er arbeitete auch im Urwald zusammen mit Indios als Kautschuk-Zapfer und lernte von den Eingeborenen ihre Lebensweise. Er lebte längere Zeit mit den Kayapos, den Tapirapes und andern weniger erforschten Stämmen. Die Karajas adoptierten ihn sogar.

Später hielt er sich mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser. Jetzt wohnt er in einer einfachen Hütte und schläft auf einem Holzbrett.'

„Der Ärmste! Hilfst du ihm nicht?“

„Doch. Schon vor Jahren habe ich ihm ein Bett mit einer Matratze geschenkt. Aber er hat es weiterverkauft. Es hat seinem Image als hartem, aber mittellosem Naturmenschen geschadet. Ich glaube, wir Steingrubers sind ein eigener Schlag Menschen, der sich nicht einfach so in die gesellschaftliche Norm pressen lässt. - Aber lasst mich fortfahren:

In meiner Wohnung liegen Schachteln mit Briefen und Notizen, die ich vor allem in der Zeit zwischen 1966 und 1975 erhielt. Es handelt sich um Dankeschreiben von ehemaligen Patienten oder deren Angehörigen aber auch um Bittschreiben von Armen. Selbst die damalige Bürgermeisterin von Varzea Grande sandte mir mit einer Empfehlung einen ihrer Angestellten, damit ich ihn behandeln würde. Solche Zettel erhielt ich in allen möglichen Sprachen.'

Anna meint: „In mir keimt der Verdacht auf, dass teilweise wohlhabende Leute die Verantwortung auf dich absoben. Warum schickten sie die Armen nicht direkt zum Arzt oder ins Spital und leisteten Kostengutsprache?“

„Deine Frage tönt ketzerisch, aber ich fürchte, du hast recht. Mit meiner positiven Denkweise kam ich gar nicht auf solche Gedanken. Ich nahm an, dass die Leute mich aufsuchten, weil sie meiner Arbeit und meinem Können vertrauten.

Ich erzählte euch von Fatima, dem Mädchen mit den zusammengewachsenen Fingern und Zehen. Als ich sie damals traf, ging ich davon aus, dass es sich um eine mittellose Familie handelte. Via die Mutter informierten wir den Vater, der mir anschliessend einige Dankeszeilen schrieb. Ich staunte, als ich auf dem Briefkopf den Absender Coronel Fabriçiano las. Der Mann war Oberst und arbeitete für den Staat Minas Gerais. Ich durfte also annehmen, dass er nicht mausarm war.'

Rita fragt: „Ein solcher Mann hätte doch aufgrund seiner Beziehungen der Tochter schon viel früher Hilfe verschaffen können. Für das Mädchen war es nach 14jährigem Dahinsiechen ein Zufall, dass es dich im Hinterzimmer des Restaurants traf.'

„Auch deine Überlegungen sind richtig, Rita. Die Belohnung für meine Tätigkeit sah ich darin, dass es mir gelang, Schmerzen zu lindern, Wunden zu heilen, Leben zu retten - und durch die Dankbarkeit, die mir die Betroffenen entgegenbrachten. Hätte ich jeden Patienten nach dem Grund seines Kommens gefragt, hätte ich mich gar nie im Mato Grosso niederlassen dürfen. Die Leute brauchten Hilfe. Ich gab sie ihnen. Leider gehört es zu unserer Mentalität, dass wir alles hinterfragen und uns immer davor fürchten, ausgenützt zu werden. Das führt dazu, dass wir lieber gar nicht helfen, als etwas *falsch zu machen*. So leiden viele Unschuldige. Nachträglich gebe ich zu, dass bestimmt Menschen von meiner Gutmütigkeit profitiert haben, aber das müssen sie mit ihrem Gewissen verantworten. Ich kam mir nie ausgenützt vor und die guten Erfahrungen überwiegen.'

Graziella meint: „Du hast recht. Schwarze Schafe gibt es immer. In wie vielen Drittweltländern hungert die Bevölkerung und die herrschende Klasse mit den Politikern lebt im Überfluss. Wir

könnten sagen, sie sollen sich selber helfen. Aber zu wie viel zusätzlichem Elend das führt, sehen wir fast täglich im Fernsehen.'

,Wie gesagt, die angenehmen Erinnerungen dominieren eindeutig. So hatte ich Zau, einen 8jährigen, von einer Lungeninfektion kuriert. Als er wieder gesund war, unternahm er einen Nachtmarsch zurück zu meiner Station. Als Zeichen der Dankbarkeit seiner Eltern brachte er mir einige Eier. Wertvoller als das Geschenk war mir jedoch der Beweis der wiedererlangten Kraft des Jungen.

Ich arbeitete schon in den siebziger Jahren darauf hin, dass mein Werk über mein Leben hinaus fortbestehen würde. Ich plante, Einheimische für meine Arbeit auszubilden. Hunderte von Kilometern von Varzea Grande entfernt wollte ich vier kleine Aussenstationen errichten. Ziel sollte sein, dass letzten Endes Brasilianer an meine Stelle treten mussten. Wie ich vorher berichtet habe, konnte ich diese Träume nicht verwirklichen. Auch habt ihr zu Recht bemerkt, dass eine Identifikationsfigur oder eine Kontrollperson aus der Schweiz das Werk überwachen muss, um den Mittelzufluss aus der Heimat zu gewährleisten.

Die brasilianischen Behörden wurden - wie ich das letzte Mal erzählt habe - auf mich aufmerksam. 1972 hielten mich Regierungsvertreter auf der Strasse auf. Sie baten mich, bei Epidemiebekämpfungen in den Indiosiedlungen mitzuhelfen. So blieb ich manchmal einen Monat im Busch. Ich tat dies aus Nächstenliebe und verschwendete meine Gedanken nicht an Politik. Sonst hätte ich mich fragen können, ob mehr Eingeborene an Viruserkrankungen starben oder unter den Garben der MG's der Weissen. Grossangelegte teure Aktionen leistete sich die Regierung nicht. Böse gesagt, dürfte es den Politikern egal gewesen sein, ob die Ureinwohner starben oder nicht. Damit sie niemand der Untätigkeit beschuldigen durfte, schickten sie Leute wie mich, die mit bescheidenen Mitteln Wunder wirkten. Immerhin übernahm die FUNAI (staatliche Indianerbehörde) - oder wer mich schickte - den Transport.

In den Elendsregionen der Wildnis im nördlichen Amazonasbecken fand ich wertvolleres als Gold und Diamanten, nämlich die aufrichtige Gastfreundschaft.

Die Bewohner forderten mich auf hereinzukommen, das Haus gehöre mir.

Oft war dieses *Haus* nur aus Palmblättern zusammengeflochten, ohne jeglichen Komfort. Auch Trinkwasser war nicht selbstverständlich. Nach einer Geburt, der Behandlung einer Krankheit oder Verletzung wollten die Familien mich auch belohnen. Ich bat dann um einen Tee. So hatte ich die Gewähr, dass das Wasser abgekocht war.

Trotzdem musste ich mich manchmal überwinden, das Gebräu herunterzuschlürfen. In einem Indiodorf brachte ich ein Kind zur Welt. Mehrere Frauen warteten vor der Hütte und bewunderten anschliessend das Neugeborene. Die Grossmutter kochte den Tee und goss ihn in eine leere Konservenbüchse. Nachher waren sich die Frauen nicht einig über die Menge des nötigen Zuckers. Frauen mit Syphilis, faulen Zähnen und anderen Krankheiten nahmen den Becher zum Mund, versuchten den Tee und gaben ihren Kommentar ab. Nachdem alle gekostet hatten, durfte ich trinken ... Das Gefäss war aber gottlob leer.

*Por amor de Deus!* - Um die Liebe Gottes, so lautete die flehende Bitte, die ich Tag und Nacht von den Bewohnern des Amazonasgebietes hörte. Dieser Notschrei ertönte nach Mitternacht vor meinem Haus.

Ich öffnete die Tür. Davor stand eine magere, dunkle Gestalt, von der ich fast nur die Augen sah. Vom verzweiferten Gestammel verstand ich zuerst nur das wiederholte *sie stirbt ....* Seit vierzehn Tagen wartete Dona Naila auf ihr Kind und konnte nicht gebären. Ihr Mann war weggegangen, um Hilfe zu suchen und nicht mehr zurückgekommen.

Toninho, Nailas Bruder, ergänzte, dass inzwischen die Geister gekommen seien und die Frau so stark schüttelten, dass selbst die Hängematte und die Palmblätter des Daches zittern würden. Ich konnte mir gut vorstellen, was los war: Die arme Mutter schwebte mit Eklampsie-Anfällen in Lebensgefahr. Im Hebammenköfferchen war alles bereit, doch steckte ich für den Notfall je eine Lobelin-Spritze für Erwachsene und für Kinder hinzu. Da ich damit rechnete, kein Wasser anzutreffen, nahm ich noch einen Kanister voll abgekochtes Wasser mit. Auch die Taschenlampe vergass ich nicht. In dieser Gegend gab es weder Strassen noch die entsprechende Beleuchtung. Meist erhellten Rizinusöllämpchen die Hütten nur ungenügend. Ich zog die Stiefel an, und es konnte losgehen.

Ich fragte, wo die Frau wohne.

Die Antwort - *Bem ai ..* (gleich da, nicht weit ...) - befriedigte mich nicht. Ich hatte sie schon oft gehört und wusste, was sie bedeuten konnte.

Nach zweistündigem Marsch durch von der Sonne noch heissen Sand und stachelige Gewächse meinte Toninho, ob ich nicht lieber die Stiefel ausziehen würde. Er fand, ich ermüde zu schnell.

Kaum hatte er das gesagt, zwickte mich eine sehr giftige Boipeva-Schlange. Die Stiefel waren meine Rettung. Wir kamen zum Fluss.

Mein Begleiter bat mich, hier zu warten. Er würde sein Kanu holen, das er an einem Ast angebunden hatte.

Er verschwand. Es war noch dunkel. Ich war alleine und doch nicht ganz alleine. Viele Mücken, kleine Fliegen, Ameisen, Spinnen, bis zu zwanzig Zentimeter lange Schwabenkäfer, Tausendfüssler und auch grosse Leuchtkäfer leisteten mir Gesellschaft. Ich achtete nicht auf die vielen Mückenstiche. Meine Gedanken weilten bei der armen Naila. Ich bat Gott, sie am Leben zu erhalten. Die Zeit verging so langsam beim Warten ....

Nach fast einer Stunde hörte ich im Wasser eine Bambusstange schlagen, wie sie die Mischlinge als Ruder benutzten. Ein Mann rief, dass er komme.

Endlich landete Toninho mit dem Kanu. Der Ast, an den er es angebunden hatte, war gebrochen gewesen. Das Boot war etwa 500 Meter den Fluss hinuntergetrieben, bis es zwischen gefallenem Bäumen hängengeblieben war. Ich stieg schnell ein. Toninho ruderte sehr vorsichtig. Das Wasser reichte fast bis an den Rand des Schiffeins. Ich traute mich kaum zu atmen vor Angst.

Die Baumwurzeln am steilen Hang des anderen Ufers glichen in der Dunkelheit Schlangen. Wir wichen ihnen beim Aussteigen vorsichtig aus. Wieder verstrich eine Stunde und immer noch marschierten wir weiter. Wie weit war es noch? Der Zeitbegriff der Buschbewohner war anders als der unsrige. *Bem ai* konnte einen Fussmarsch von zwei oder drei Kilometern aber auch von zwei bis drei Tagen bedeuten.

Endlich erreichten wir eine Siedlung. Wir sahen sie noch nicht klar. Die kleinen Häuser ragten kaum aus dem Gebüsch. Das Geschrei aus vielen Frauenkehlen zeigte uns, dass wir ganz nahe bei der armen Mutter angelangt waren. Diese lag in einer winzigen, zwei mal zwei Meter grossen Hütte in einer Hängematte und war von so vielen Weibern umgeben, dass ich mich kaum nähern konnte. Während sie auf Hilfe gewartet hatten, hatten die Frauen dürre Kuhfladen geräuchert, um die Moskitos fernzuhalten und der Wöchnerin mit einem Strohhut Luft zugefächert.

Dona Naila lag in Schweiss gebadet und zeigte alle Komplikationen, die eine Eklampsie mit sich bringt.

Ich wies die Umstehenden an, ein Bettuch auf dem Boden auszubreiten und die arme Patientin daraufzulegen. Der Kopf sollte zur Tür hinausragen, sonst hatte ich keinen Platz zum Arbeiten.

Da es in diesen Behausungen keinerlei Komfort gab, musste ich meine Tätigkeit auf den Knien verrichten. Die sterilen Instrumente legte ich auf ein Tuch neben mich. Ständig warnte ich die Umstehenden, nicht auf das Tuch zu spuken.'

Graziella unterbricht: ‚War das nicht selbstverständlich?‘

‚Nein, ich erwähnte es schon früher. Wegen des vielen Staubes während der langen Trockenzeit spuckten alle Mischlinge - und zwar ständig ...‘

Ich weiss nicht, wer mehr zitterte, die werdende Mutter Naila in ihrer Eklampsie oder ich mit einem von Schüttelfrost begleiteten Malaria-Anfall. Ich durfte nicht an mich denken. Ich musste mich beeilen. Die Herztöne des Kindes waren kaum zu hören. Ich bat Gott um Hilfe - nur eine Zangengeburt konnte Mutter und Kind noch retten. Den blutarmen, schwachen Verwandten und Nachbarinnen fehlte die Kraft, um mir bei der Entbindung zu helfen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als der Gebärenden ein Bettuch über die Brust zu legen, es unter den Armen durchzuziehen und an den beiden Türpfosten zu befestigen. Ich achtete darauf, dass Naila trotz allem so bequem wie möglich lag ...

Ein Knabe mit weisser Asphyxie kam zur Welt; es ging noch eine Weile, bis der neue Erdenbürger schrie. Doch schliesslich hörten ihn die Nachbarn. Alle kamen und wollten *das schöne Kindlein* sehen. Die Mutter weinte vor Freude; ich überfloss vor Dankbarkeit, dass es trotz aller Behelfsmässigkeit und meinen 40 Grad Fieber gut gegangen war. Eine Tante bot allen Anwesenden Tee an. Ich war froh, etwas zu Trinken zu erhalten. Ich vergewisserte mich jedoch, dass es sich um keinen aus Hundekot gekochten *Gesundheitstee* handelte. Solcher war im Steppengebiet Tradition, wenn eine Frau geboren hatte.

Dona Naila bekam zur Stärkung eine Injektion in die Vene und bald ging es ihr besser. Ihre Schwester band ihr Tabakblätter um den Hals, die sie vor Fliegen und Moskitos schützten. Zerquetschte Raupen legte sie ihr zur Abkühlung und gegen Fieber auf die Stirn. An einen grossen, verrosteten Nagel musste sie sich festklammern, um zu Kräften zu kommen.

Es war umständlich, diese Helferin zu überzeugen, dass Naila all diese Mittelchen nicht benötigte. Ebenso wenig begriff sie, dass ich die Mutter bei mir weiterpflegen wollte. Toninho rannte voraus, um ein grösseres Kanu zu organisieren, dabei rutschte er einige Male einen Steilhang hinunter.

Während wir warteten, schoss ein Mann zu Ehren des Neugeborenen drei Mal in die Luft. Bei einem Mädchen hätte es zwei Schüsse gegeben. Da es hier weder Post, Telegrafenamts, Telefon noch andere Verbindungsmöglichkeiten gab, war dies der einzige und schnellste Weg, die gute Botschaft zu verkünden - von der Geburt und auch gleich vom Geschlecht.

Naila erholte sich gut. Auf der Station befreite ich sie noch von Amöben und zog ihr zwölf eitrigte Zähne, die ihr sehr geschadet hatten. Ihr Gatte hatte die Nachricht erfahren. Er kam nach Hause und anschliessend nach Varzea Grande. Ich behandelte seine schwerkranke Leber. Als er geheilt war, schickte ich ihn in die Hauptstadt Cuiaba, wo er Bäcker lernte.

Später buck er in seinem Dorf sein eigenes Brot. Immer wenn ich dort vorbeischaute, schenkte er mir ein köstliches Brötchen. Ich müsste jedoch nicht der *Engel des Mato Grosso* genannt werden, wenn ich es selber gegessen hätte: Auf meinen langen Reisen gab ich es jeweils dem nächsten hungrigen Armen weiter ... natürlich.

Anna fragt: ‚Wieviele Geburten hast du geleitet?‘

‚Ich weiss es nicht. Nach 1000 hörte ich auf zu zählen. Inzwischen können es über 3000 sein. - Bisher habe ich immer hier erzählt. Wollt ihr nicht einmal nach dem Essen mit mir in meine Wohnung kommen? Dort kann ich euch aufgrund von Erinnerungsstücken, Dokumenten und Fotos noch mehr zeigen und auf den Weg mitgeben.‘

Maria antwortet spontan: ‚Doch, ich komme gerne. Du wohnst ja ganz in der Nähe. Das sollten wir schaffen. Aber morgen machen wir eine Pause, damit wir uns auf die Fernsehsendung konzentrieren können. Übermorgen können wir über diese sprechen.‘

Ihre drei Freundinnen erheben keine Einwände.

## **9. Dokumentarfilm**

Am Tag nach der Ausstrahlung der Fernsehsendung treffen sich die Frauen wieder im Altersheim.

Graziella meint als erste: ‚Hut ab, vor dem was du geleistet hast, Rahel. Als ich einen Ausschnitt aus deiner Arbeit mit eigenen Augen sah, beeindruckte mich dein Werk noch mehr. Jetzt kann ich mir deine Erzählungen besser vorstellen.‘

‚Wie meinst du das?‘

‚In meinem Leben kam ich nie weiter als bis in die Nachbarländer der Schweiz. Gestern sah ich die Landschaften, die Distanzen und die Weiten. Bei diesen Flussübergängen fragt man sich, warum nicht mehr passiert. Bleibt das Auto im Sand stecken oder erleidet es sonst einen Defekt, bist du aufgeschmissen. Immerhin konntest du im gezeigten Fall in kurzer Zeit einen Traktor auftreiben.‘

„So schnell ging das auch nicht. Die Kamera blieb nicht all die Stunden eingeschaltet. Ausserdem haben die Profis das Material später in Deutschland geschnitten.“

„Lag der Betrunkene zufällig wie tot am Strassenrand, als ihr mit dem Fernsteam vorbeifahrt?“

„Ja. Solche Szenen gehören in Brasilien fast zur Tagesordnung. Viele Männer besaufen sich regelmässig, um ihre Sorgen zu vergessen. Der starke, billige Zuckerrohrschnaps zeigt rasch Wirkung.“

Rita meint: „Sonderbar mutete mich an, wie Rebecca und du Lebensmittelpakete abgepackt habt. Warum übernahmen diese Arbeit nicht Einheimische? Ich kann mir vorstellen, dass ihr mit der Versorgung der Kranken und Verletzten mehr als ausgelastet wart.“

„Das war eine Idee des Regisseurs. Selbstverständlich delegierten wir das in der Regel.“

„Ausserdem habe ich mich während dem Film gefragt, weshalb ihr nicht in grösserem auf die freiwillige, unentgeltliche Arbeitskraft der Brasilianer zählen konntet. Sicher besitzen viele kein Geld, müssen selber schauen, wie sie sich und ihre Familien durchbringen. Aber sie haben Zeit. Wie vielen von ihnen habt ihr geholfen, ihnen gar das Leben gerettet. Ist es da zu viel verlangt, wenn man dafür regelmässig zum Beispiel Einkäufe oder Kommissionen tätigt, kocht, putzt oder den Garten besorgt?“

Anna hakt nach: „Ebenfalls erwähntet ihr lobend die Unterstützung durch einheimische Geschäftsleute. Sie gewährten euch Rabatte oder schenkten manchmal gar etwas. Ich finde das nicht mehr als richtig. Diese Reichen – wie auch die Politiker – schauen vor allem, dass es ihnen gut geht. Rebecca und du habt euer Leben den Armen gewidmet. Ihr eigenes Volk, ihre Nachbarn kümmern sich aber viel zu wenig um sie.“

„Auch hier gebe ich euch recht. Aber anscheinend gehört dieses Verhalten zur menschlichen Rasse. Nehmt uns als Beispiel: Wer kümmert sich um uns, gibt uns Liebe und erfreut uns mit kleinen Aufmerksamkeiten? Als Tauschmittel gilt fast nur noch das Geld und das besitzen angeblich die wenigsten ... Dienst- und Arbeitsleistungen geraten in den Hintergrund. Wie ich schon erzählt habe, gab es Patienten, welche mit Naturalien bezahlten. Aber diese waren in der Minderheit. Hilfe im Garten, in der Küche, beim Putzen, bei Bauten oder für Kommissionen hätte ich fast immer brauchen können. Es entsprach jedoch nicht meinem Charakter, darum zu bitten.“

Rita meint: „Das verstehe ich. Wir Menschen sollten von selber auf solche Gedanken kommen. In der Schweiz suchen Organisationen wie die Terre des Hommes Kinderhilfe immer wieder Freiwillige, um zum Beispiel an einem Sponsorenlauf einen Posten zu betreuen. Mein Schwiegersohn stellt sich dort seit Jahren zur Verfügung.“

Maria führt zum Thema zurück: „Mich hat euer Besuch bei den Namibkuna-Indianern – oder wie sie heissen – beeindruckt. Wenn ich mir vorstelle, dass sich dieses Volk nie wäscht, obwohl es am Boden neben dem Feuer schläft und voller Asche ist. Ich hätte gerne deine Gedanken gelesen, als der nackte Mann mit seinen Geschlechtsteilen herumspielte und anschliessend mit denselben Händen deine Haare streichelte.“

Graziella vermutet: ‚Rahel ist sich bestimmt an solche Begebenheiten gewöhnt. Sie hat auf jeden Fall keine Miene verzogen. Ausserdem glaube ich, dass der betreffende Mann geistig zurückgeblieben war. Sein Verhalten und auch seine Nacktheit deuteten darauf hin. Alle andern anwesenden, erwachsenen Eingeborenen trugen zum Mindesten ein Kleidungsstück.‘

‚Ihr habt gut beobachtet. Den erwähnten Indio kenne ich seit Jahren. Tatsächlich ist er beschränkt aber gutmütig. Trotz seiner Behinderung ist er voll in die Gemeinschaft integriert. Bei uns würde er von Kindern und selbst Erwachsenen gehänselt. Diesbezüglich können wir von diesen *Wilden* einiges lernen.‘

Maria unterbricht: ‚In dieser Beziehung verteidige ich uns Schweizer: Vielerorts hat in den letzten zehn Jahren eine bessere Akzeptanz der Behinderten stattgefunden. Eltern setzen sich dafür ein, dass ihre Kinder – so weit das möglich ist – in normale Schulen gehen und nicht isoliert werden. Ich sah kürzlich eine Fernsehsendung über einen mongoloiden Knaben in Ennetbaden. Dort gründeten die Eltern seiner Kameraden eine private Klasse, damit der 9jährige Simon weiter bei ihnen bleiben konnte. Der Vater eines Mitschülers meinte, dass sein Sohn ein viel offeneres Verhalten gegenüber Behinderten habe als er. Solche Beispiele gibt es noch mehr. Aber selbstverständlich gibt es auch Ausnahmen.‘

Graziella ergänzt: ‚Die zielgerichtete Ausbildung der Jugendlichen ist enorm wichtig. Als du im Spital weiltest, besuchte ich in Locarno eine Lesung des brasilianischen Schriftstellers Julio Emilio Braz.‘

‚Ich habe von ihm gehört. Er schreibt Jugendbücher über die Probleme der Strassenkinder.‘

‚Richtig. Nachdem ich von dir so viel über Brasilien gehört hatte, wollte ich mir diese Gelegenheit nicht entgehen lassen. Wie deine Schilderungen waren auch seine Leseproben für uns nur schwer verständlich. Dies obwohl er einfach schreibt und die Übersetzung gut ist; aber wir können uns nicht vorstellen, dass Mütter ihre Kinder bewusst vor einem Supermarkt aussetzen. Julio Braz richtet seine Botschaft an die Jugendlichen. So sagte er, die Kinder von heute seien die Eltern von morgen. Wenn wir ihnen also zeigen, was wir Erwachsenen falsch machen, dürfen wir hoffen, dass sie später nicht die gleichen Fehler begehen.‘

‚Da stimme ich ihm voll zu. Auch mich beeindruckte sein neuestes Buch *Kinder im Dunkeln*. Beim Lesen dachte ich, im Prinzip sollten Lehrer dieses Werk in den Schulen mit ihren Schützlingen durchnehmen. Mit der Diskussion zu diesem Thema könnte bei den künftigen Eltern einiges hängenbleiben und sie von gleichem Fehlverhalten verschonen.‘

Maria wechselt das Thema: ‚Ich konnte anschliessend fast nicht mehr schlafen. Die Brandrodungen, die ich im Film sah, beschäftigten mich. Vor allem die Begründung von dir oder von Rebecca hallte lange in meinen Ohren wider: Weil sich der Mensch vom Pflanzentum zum Fleischesser wandelte, braucht er immer neue Weidegründe für das Vieh. Dass er das gewonnene Land nicht lange nutzen kann, vergisst er bewusst. Steppe und Verödung sind die Folge.‘

‚Die menschliche Rasse - vor allem wir in den industrialisierten Ländern – hat sich in den letzten 150 Jahren in eine fast ausweglose Einbahnstrasse bewegt. In kürzester Zeit zerstörten wir das Gleichgewicht auf unserem Planeten. Was unsere Vorfahren in Jahrtausenden nicht schafften, erreichten wir: Wir brachten die Welt an den Rand des Abgrundes! Ueber dieses



Thema könnten wir stundenlang diskutieren. Doch bleiben wir bei den Essgewohnheiten: In unserer Kindheit assen wir nur bei festlichen Gelegenheiten – zum Beispiel an Sonntagen – Fleisch. Kartoffelgerichte, Reis, Mais, Linsen, sowie weitere Gemüse ernährten uns. Oft kochte die Mutter eine dicke Suppe mit den Resten. Wir nannten sie den Wochenrückblick. Wann haben wir das letzte Mal fleischlos gegessen? Bei meinem vorigen Brasilienaufenthalt beschwerten sich meine Angestellten, die Vorratskammer sei leer. Als ich nachschaute, fand ich unter anderem Mais. Ich sprach die Leute darauf an. Sie meinten, das sei Futter für die Tiere. Ich ärgerte mich. Ging es ihnen schon zu gut? Ich erinnerte mich an aufgeschwollene Bäuche, an Leute die Erde assen. Das hatte ich in jener Gegend gesehen. Hatte ich die falschen Mitarbeiter oder hatte sich die Einstellung generell so geändert?’

Anna fragt: ‚Mich beeindruckt noch immer dein Einsatz für die Leprakranken. Wie du diese Dona Anita gepflegt hast, das wäre nicht jedermanns Sache. Brauchte es nicht manchmal vor solchen Menschen Überwindung?’

‚Nein. Wie ich euch in den letzten Wochen erzählte, hatte ich mich seit meiner Jugend ans Helfen gewöhnt. Ich darf behaupten, dass mich nicht mehr allzu viel aus der Ruhe bringt.‘

‚Konntest du alle Aussätzigen kurieren, die bei dir Hilfe suchten?’

‚Ja. Dank einer intensiven Behandlung heilte ich alle meine Lepra-Patienten innert 6 – 8 Monaten. Sie fanden später in ihren Gemeinden Arbeit. 1973 nahm ich einen Knaben mit in die Schweiz. Seine Mutter und seine Tante waren schon an der schrecklichen Krankheit umgekommen. Auch dem kleinen Gilberto gaben die Ärzte keine Überlebenschance. Ich kannte einen Mediziner in Basel, bei dem ich vorbeiging. Er und seine Kollegen bestätigten die Diagnose und begannen erfolgreich mit der Behandlung.‘

Rita unterbricht: ‚War das nicht horrend teuer?’

‚Doch der erwähnte Spezialist schrieb mir, dass das Spital gegen Fr. 200.- pro Tag berechnen würde. Er erachtete einen langen Aufenthalt Gilbertos in der Schweiz als in mancher Hinsicht unzweckmässig. Er empfahl, in Brasilien nach dem Schema der Basler Klinik weiterzufahren, dauerte die Heilung doch jahrelang. So begleitete mich Gilberto wieder auf dem Rückflug.‘

Maria fragt: ‚Weisst du, was aus ihm geworden ist?’

‚Das Leiden war besiegt. Nach dem Schulbesuch absolvierte er gar die Hochschule. Er arbeitet als Mathematik-Lehrer. Ausserdem ist er verheiratet und glücklicher Familienvater.‘

‚Ohne dich hätte er das alles nicht mehr erlebt ...‘

‚Richtig. Im Fernsehen zeigten sie nur einen kleinen Querschnitt meiner Arbeit. Aber immerhin konntet ihr euch ein besseres Bild davon machen.‘

Morgen seid ihr – wie abgemacht – bei mir eingeladen. Dort werdet ihr noch mehr sehen.‘

## **10. Museum**

Nach dem Mittagessen folgen Anna, Maria, Rita und Graziella Rahel in ihre Wohnung, die sich einige hundert Meter entfernt befindet. Wie im Altersheim dominiert und beeindruckt auch hier die Aussicht auf den tiefblauen Lago Maggiore, das Gambarogno am gegenüberliegenden

Ufer und die Berge. Vom geräumigen Balkon aus schweift der Blick gar über die Brissago-Inseln zum Maggia-Delta mit AsCona und Locarno.

Rahel meint: ‚Ihr kennt ja das Panorama. Auswärtige Besucher können sich jedoch nicht daran satt sehen. Bei klarem Wetter reicht die Sicht über die Magadino-Ebene hinaus bis zu den Schlössern von Bellinzona.‘

Maria bemerkt: ‚Wir wohnen wirklich auf einem herrlichen Flecken Erde. Die Aussicht - das Treiben auf dem See mit den Motor- und Segelbooten - ersetzt mir fast den Fernsehapparat. Ausserdem ist das Klima sehr mild. In den Gärten wachsen Palmen und Bananenstauden.‘

Anna fragt: ‚Gehört diese Wohnung dir?‘

‚Ja. Ich kaufte sie vor acht Jahren. Sie ist nicht gross, aber für mich alleine geräumig genug. Neben dem Wohnzimmer mit der Küchenecke, die ihr dort seht, gehören ein Bad- und ein Schlafzimmer dazu.‘

Graziella bemerkt: ‚Als wir hereinkamen, ist mir die Schlangenhaut aufgefallen, die an der Wand hängt. Gibt es eine Geschichte dazu, Rahel?‘

‚Ja. 1964 suchte eine Trockenzeit das Mato Grosso heim. Zehn Monate regnete es nicht. Die Natur starb ab, Kinder verdursteten. Aus vielen Hütten tönte Weinen und Kinderstimmen bettelten: *Mama, gib mir Wasser!*

Selbst scheue Wildtiere krochen aus ihren Löchern und suchten in den Häusern der Menschen nach Flüssigkeit. So tauchten in den Wohnräumen Skorpione, Taranteln und auch Schlangen auf. Eine Boa kroch nachts in eine Strohhütte im Vale do Paris. Sie suchte etwas zu Trinken. Sie roch Milch. Diese stammte von einer Mutter, die in einer Hängematte ihr Neugeborenes stillte. Die 7,50 Meter lange Riesenschlange verschlang das Baby ab der Brust der schlafenden Mutter. Weil die Hängematte wackelte, erwachte die Frau. In der Dunkelheit tastete sie nach dem Säugling und spürte ihn nicht mehr. Sie rief ihren Mann. Dieser zündete eine Petrollampe an. Er sah gerade noch die Spitze des Schlangenschwanzes aus der Tür verschwinden. Der Hausherr erschrak und begriff blitzschnell, was geschehen war. Er nahm sein Gewehr, verfolgte das Reptil und schoss es aus nächster Nähe durch den Kopf. An der Verdickung des schuppigen Körpers sah er, wo sich sein Sohn befand. Mit den Knien setzte er sich dahinter auf die tote Schlange und drückte mit beiden Händen das Kind hinaus.

Dieses war zwar nicht verwundet aber trotz der kurzen Zeit im Körper der Schlange total von Magenschleim umgeben. Der Vater zog sein zerrissenes Hemd aus und wickelte den Kleinen ein. Er wusste nicht, dass das die dringend nötige Luftzufuhr noch mehr hemmte. Er verabschiedete sich von seiner Gattin und rannte - so schnell er konnte - zu mir. Er kannte mich von früher. Nach Sonnenaufgang langte er völlig erschöpft in meiner 8 Kilometer entfernten Behausung an.

Ich war sofort hellwach. Ich bezeichne es als glückliche Fügung, dass ich alles zur Hand hatte, das ich brauchte, um das junge Leben zu retten. Zuerst saugte ich mit einem Schlauch durch den Mund den Schleim aus Lunge und Magen. Nachher machte ich Atemübungen und brachte das Herz zum Schlagen. Ausserdem gab ich dem jungen Erdenbürger eine Spritze, die ich aus der Schweiz mitgebracht hatte. Zwei Wochen behielt ich ihn auf der Station zur Beobachtung. Aus Dankbarkeit schenkte mir der Vater die Schlangenhaut.‘

Rita findet: ‚Das grenzt fast an ein Wunder. Hast du später wieder von diesem Buben gehört?‘

‚Ja. Drei Jahre später ritt ich auf dem Pferd durch das Vale do Paris. Ein Ochsenwagen fuhr an mir vorbei. Die Leute starrten mich an. Ich glaubte, dass sie Hilfe brauchten, stieg vom Reittier, rannte ihnen nach und fragte, ob ich ihnen helfen könne.

Sie verneinten, wollten aber wissen, ob ich Rahel sei. Als ich nickte, zeigte die Frau auf einen Knaben. Sie erklärte, dass das der Junge sei, den die Schlange verschlungen und den ich gerettet hatte.

Der Kleine lachte mich an.‘

Maria trocknet sich ihre feuchten Augen: ‚Diese Geschichte hat mich so gerührt, dass mir die Tränen kamen. Ich verstehe jetzt, warum du so viel Befriedigung bei deiner Arbeit hattest.‘

Rahels Wohnung wirkt wie ein Museum. In den Ecken stehen *Schirmständer* gefüllt mit Indianerpfeilen, Lanzen und Bogen. Auf dem Boden liegt das Fell eines Jaguars. Die spitzen Klauen an den Pfoten und die scharfen Zähne im Mund lassen auf seine frühere Gefährlichkeit schliessen. An der Sofalehne hängt das Fell einer kleineren, gepunkteten Raubkatze. Getrocknete Krokodile und Piranhas zeugen ebenfalls vom abenteuerlichen Leben der Bewohnerin.

Fotos an den Wänden zeigen Rahel inmitten von Indios. Leben und Fröhlichkeit im Raum vermittelt jedoch ein Gemälde auf Leder von einer Grösse von zirka zwei auf einen Meter. Es ist voller farbiger Papageien und Tukane. Die Gastgeberin bemerkt die bewundernden Blicke.

‚Mit diesem Bild verbindet sich eine besondere Geschichte. Ein Mann verlor bei einem Unfall ein Bein und das andere teilweise. Ich pflegte ihn in jener Zeit und rettete sein Leben, indem ich die Stümpfe immer säuberte und dafür sorgte, dass es nicht zum Wundbrand kam. Als er das Schlimmste überstanden hatte, brachte ich ihn nach Sao Paulo. Er hoffte, dort trotz seiner Behinderung eine Möglichkeit zu finden, Geld zu verdienen und sich vielleicht später gar Prothesen kaufen zu können.

Ich blieb laufend in Kontakt mit ihm. So hörte ich, dass er begann, mit Leder zu arbeiten und Kunsthandwerke herzustellen. Bald genügte ihm das nicht mehr. Er wollte das Material bemalen. Tat er dies anfänglich mit kleinen Bildern, steigerte er sich auch in diesem Bereich. Seine erste grössere Arbeit seht ihr hier. Er schenkte sie mir. Ein weiteres Werk dieses unbekanntes Künstlers hängt in meinem Schlafzimmer.‘

Graziella zeigt auf ein eingerahmtes Dokument an einer Wand: ‚Was ist das?‘

‚1973 - bei einem Besuch in der Heimat - verlieh mir die Wolfgang von Goethe-Stiftung in Basel die Albert Schweitzer-Medaille in Gold.‘

Die Frauen blicken zuerst Rahel bewundernd an, dann die Medaille, welche die Schwester aus einer Schublade nimmt und zeigt.

‚Mit meiner Bekanntheit stiegen auch die Spendeneingänge auf meinem Konto. Ich dehnte meine Hilfe aus. Aufgrund dieses Geldflusses erfüllte ich mir einen alten Traum: 1974 eröffnete ich auf meinem Grundstück die *Escola Prof. Rachele Steingruber*.‘

Anna fragt: ‚Existiert diese immer noch?‘

‚Ja. Allerdings übergab ich die Schule schon vor Jahren der Stadtverwaltung, weil ich mich nicht mehr um alles selber kümmern konnte. So stellt und zahlt diese die Lehrkräfte und zeichnet für den Betrieb verantwortlich. Die Liegenschaft gehört jedoch nach wie vor meiner Stiftung.‘

Maria fragt: ‚Hast du in diesem Glas eine Zahnsammlung angelegt?‘

Sie hält ein Konservenglas voller Zähne mit besonders grotesken Formen in der Hand.

‚Ja. Seit ich zum ersten Mal nach Brasilien gekommen war, war ich erstaunt, wie viele Erwachsene und auch junge Menschen fast alle Zähne verloren hatten. Viele liefen ausserdem mit gefährlichen Eiterzähnen herum. Die *Piorrhee* fordert viele Opfer, wenn Eiter ins Blut gelangt ...

Leider ist es für unbemittelte Menschen fast unmöglich, Zähne behandeln oder ziehen zu lassen. Die meisten Zahnärzte wollen Geld sehen. Deshalb entstand unser Plan für eine Zahnklinik, von der ich erzählt habe.

Ich zog unzählige Zähne. Dabei stiess ich auf fast unglaubliche Wurzelformen. Hunger und Krankheiten gingen nicht spurlos am Mund vorbei. Ich fand Gebilde, die mich an Schraubenzieher oder ineinander verwachsene Fischhaken erinnerten. Diese Wurzeln zu ziehen, war kein Kinderspiel. Ich sammelte diese besonderen Zähne in dem Konservenglas, das du in der Hand hältst.

Ich war dankbar, dass immer alles so gut gelang. So fragten mich Patienten nachträglich, ob ich den Zahn nicht ziehen wolle. Sie hatten nichts gespürt.

Von Norden und Süden kamen die Armen zuerst nach Rosario Oeste und später nach Varzea Grande. Aus dem Regenwald des Amazonas brachten sie mir einen Mann, der aussah wie ein Gorilla. Sein Anblick war schrecklich. Er war arm, krank und sein Unterkiefer war ausgerenkt. 1600 Kilometer war er unterwegs gewesen - zu Fuss, den Rio Madeira hinauf per Schiff bis Porto Velho, von dort per Autostopp nach Cuiaba. Während mehreren Tagen konnte er nichts essen. Auf der ganzen Reise hatte er niemanden angetroffen, der etwas von Anatomie verstanden und ihm den Kiefer gerichtet hatte.

Bei mir ging es Ruck-zuck und der Kiefer war eingerenkt. Da er aufgeschwollen war, band ich ihn ein, damit er ja nicht wieder in die vorherige Stellung zurückfiel. Am nächsten Tag erzählte mir Astrogildo, dass auf seiner langen Reise verschiedene barmherzige Menschen versucht hatten, ihm zu helfen. Einer hatte den Unterkiefer mit der Faust traktiert, ein anderer mit einem Stück Holz und ein dritter mit einem in einen Lappen gewickelten Hammer. Aufgrund der verschiedenen Farben des misshandelten Körperteils glaubte ich die Geschichte sofort.‘

Maria meint: ‚Mit deiner Arbeit warst du eine unbezahlbare und erfolgreiche Botschafterin für die Schweiz, Rahel.‘

Diese entnimmt einer Schublade einen Brief: ‚Das Schreiben stammt vom Bürgermeister der Stadt Aripuana aus dem Jahre 1977. Er bestätigte, dass ich mich seinerzeit in seiner 1'000 Kilometer von Varzea Grande entfernten Stadt befunden und Medikamente, Milchpulver und

andere Sachen aus meinem Besitz mitgebracht und verteilt hatte. Ebenfalls schrieb dieser Sebastiao Otoni de Carvalho, dass ich unter einfachsten Verhältnissen – den Mückenstichen und den Angriffen anderer Insekten ausgeliefert – während mehreren Tagen total über 600 Menschen liebevoll behandelt hätte.

Besonders erwähnte er, dass ich diesen armen Leuten auch Vorträge hielt über Hygiene und das Überleben in der Region. Er schloss, dass ich mit meiner bescheidenen Hilfsbereitschaft ausgezeichnete Werbung für das Schweizer Volk gemacht hatte.'

Maria zeigt auf verschiedene Stempel unten auf dem Dokument: ‚Was bedeuten diese?‘

‚In Brasilien herrscht ein grosses Misstrauen. Papier, Briefe und Unterschriften könnte man fälschen. Ähnlich wie bei uns Notare Unterschriften und Dokumente beglaubigen, geschieht das auch in meiner Zweitheimat.‘

Wieder ergreift Maria das Wort: ‚Dieses Schreiben belegt, was ich vorher gesagt habe. Während jedoch die offiziellen Diplomaten in Luxus leben, musstest du immer kämpfen, um selber zu überleben und vor allem deine Mission auszuführen. Etwas mehr Unterstützung aus Bern für solche Projekte wäre nicht schlecht. Schon eine Aufbesserung deiner Rente würde ich begrüßen.‘

Graziella fragt: ‚Du hast uns schon von der Malaria erzählt. Ist sie weit verbreitet in Brasilien?‘

‚Es gibt sie nicht im ganzen Land, aber unter anderem im Amazonasbecken und im Pantanal. - Die Malaria bringt viele Menschen des Mato Grosso unter den Boden. Eine Mutter hatte schon eine Tochter verloren. Eine zweite litt an der schrecklichen Krankheit. Die arme Frau wusste nicht, was tun, wenn die Fieberanfälle das Mädchen schüttelten. Ein Spital oder ein Arzt befanden sich nicht in der Nähe. Sie hätte auch nicht gewusst, wie sie diese Helfer bezahlen sollte.

In ihrer Hoffnungslosigkeit trug die Familie die Kranke in ihrer Hängematte an den nahen Fluss und legte sie hinein. Sie glaubte, dass das Wasser den Körper kühlen würde. Etwas Schreckliches geschah jedoch: Infolge der fehlenden Muskelkraft drehte sich das Gesicht immer weiter nach hinten und liess sich nicht mehr nach vorne drehen. Das Mädchen glied einem Horrorwesen und ging später rückwärts, damit es sah, wohin es trat.

Wochen später sah ein Besucher das arme Wesen und fragte die Frau, warum sie ihre Tochter nicht zur Schweizerin bringe.

Diese befolgte den Ratschlag. Als die Träger mit ihrer Last bei mir anlangten, wusste ich zuerst auch nicht, was ich tun sollte. Ich bat Gott um eine Eingebung. Da erinnerte ich mich an einen sehr kräftigen Mann, dem ich vor einiger Zeit geholfen hatte. Ich liess ihn rufen und sagte, dass ich ihn einmal gerettet und dafür nichts verlangt hatte. Jetzt bat ich ihn, seine Schuld zurückzahlen.

Er fragte: *Was muss ich tun?*

Ich zeigte ihm, wie er den Kopf des Mädchens halten und behutsam etwas drehen musste. Nach wenigen Zentimetern hiess ich ihn stoppen. Ich brachte einen Gips an, der den Schädel in dieser Stellung fixierte. Im Rhythmus von einigen Tagen wiederholte ich diese Übung, bis

das Gesicht nach vorne blickte. Ausserdem erhielt die Patientin endlich genügend Nahrung, die ihren Körper stärkte.

Wohl meckerte der Kraftprotz einmal, als ich ihn zum wiederholten Male rufen liess. Ich brachte ihn jedoch mit einem meiner Standardsätze zum Schweigen: *Was wäre, wenn du krank wärst? Möchtest du nicht auch, dass dir jemand hilft?*

Dieser Spruch öffnete mir im Verlaufe der Jahre verschlossene Türen bei Ämtern, bei Reichen, bei Ärzten oder in Spitälern.

Mehrere Wochen blieb die Heranwachsende bei mir, bis sie geheilt nach Hause durfte. Noch verschiedentlich traf ich sie. Sie ist inzwischen eine hübsche Frau mit eigener Familie. Nichts deutet mehr auf ihr früheres Gebrechen hin.'

Rita fragt: ‚Du hast im Zusammenhang mit den Geburten erzählt, dass du oft Bedenken hattest, das Wasser zu trinken, das dir die Leute angeboten hatten. Ist die Situation so schlimm?‘

‚Allerdings. Ich erinnere mich nicht, wie viele Wasserfilter ich armen Familien schenkte und ihnen zeigte, wie sie ihn gebrauchen mussten. So säubern sie das Trinkwasser von Krankheitserregern. Dieses holen sie aus Rinnsalen, Bächen und Flüssen, die oft verschmutzt sind, oder aus offenen Wasserlöchern hinter dem Häusern.‘

Graziella meint: ‚Diese Menschen sind recht resistent. Wir würden wahrscheinlich unter diesen Umständen innert kürzester Zeit krank und müssten sterben.‘

‚Da hast du recht, meine Liebe.‘

Rahel verteilt ihren Besucherinnen ein Porträt ihres Lebenswerkes.

‚Hier lest ihr in geraffter Form einiges aus meinem Leben und von meiner Stiftung. Viel davon habe ich euch in den letzten Wochen detaillierter erzählt. - Ich werde in der Zwischenzeit einen Tee brauen.‘

Nachdem die Gastgeberin den Tee eingeschenkt hat, fragt Maria: ‚In der Broschüre steht, dass du 1976 den Orden Marechal Rondon und 1990 den Titel Kommandeur desselben erhalten hast. Was bedeutet das?‘

Die Angesprochene erhebt sich und holt aus einer Schublade eine Kartonschachtel. Daraus nimmt sie eine schwere, goldfarbene Kette mit einer sternförmigen Medaille. Sie legt die Kette Maria um den Hals.

‚Marechal Rondon war ein einheimischer Pionier. Er unternahm Exkursionen ins Amazonasbecken und verlegte Telegrafleitungen. Nach ihm benannte man die höchste brasilianische Auszeichnung für humanitären Einsatz. Auch Rebecca darf sich *Kommandant* nennen. Die Würdigung erfolgte für uns gleichzeitig. Besonders gefreut hat mich jedoch der Adele Duttweiler-Preis, den ich 1987 entgegennehmen durfte. Er zeigte, dass man mein Werk auch in der Heimat schätzte. Ausserdem war er mit einer Preissumme von Fr. 50'000.-- gekoppelt. Diese sowie eine Sammlung des Westschweizer Fernsehens ermöglichten mir in jenem Jahr den Bau eines neuen Spitals auf meinem Grundstück.‘

Anna meint: ‚Mit rund 69 Jahren - in einem Alter, in dem sich die meisten Menschen aufs Altenteil zurückziehen - hattest du endlich die Voraussetzungen geschaffen, von denen du ein Leben lang geträumt hattest.‘

‚Ja. Auf einem Teil der Liegenschaft befand sich die Schule auf dem andern das Spital. Endlich durfte ich es mit ruhigem Gewissen so nennen. Wie du sagst, Anna, ich erfüllte mir meinen Traum spät, aber immerhin ich wirkte noch einige Jahre in meinem neuen Heim.‘

‚Wichtig scheint mir, dass nicht alles kaputt geht, wenn du nicht mehr arbeiten kannst. Warum hast du nicht rechtzeitig vorgesorgt?‘

‚Wie ich schon erwähnt habe, versuchte ich es verschiedentlich. Leider erwies sich das als nicht so einfach. Freunde meiner Arbeit meinten, es würde rund vier Personen brauchen, um das zu leisten, was ich tat. Wer macht das ohne - oder fast - ohne Entgelt? In Brasilien ist es ausserdem schwierig, den Leuten zu trauen. Die Menschen sind wohl sympathisch und fröhlich, aber bei der Arbeit muss man sie antreiben und kontrollieren. Wie ihr auch festgestellt habt, braucht es eine Überwachung aus der Schweiz, wenn die Spendengelder weiter fliessen sollen. Meine Landsleute denken beim Wort Brasilien an Rio de Janeiro, den Karneval, Strände und schöne Mädchen. Das Mato Grosso bietet ihnen das nicht. Das Klima ist mörderisch und nicht jedermanns Sache.‘

Rita fragt: ‚Warum hast du dann in den letzten Jahren so viel Zeit in der Schweiz verbracht? Ich habe dich schon früher öfters hier gesehen. Auch betreffend der Augen hättest du dich in Brasilien behandeln lassen können.‘

‚Der Grund liegt bei meiner Schwester Rebecca. Seit ihrer Operation ist sie nicht mehr dieselbe. Sie darf nicht mehr in die Tropen reisen und keine schweren Arbeiten mehr leisten. Wo immer möglich helfe ich ihr. Ich will mir später keine Vorwürfe machen.‘

‚Das verstehe ich. Wieviele Menschen kümmern sich nicht um ihre Familienangehörigen, so lange sie leben. Nachher trauern sie, heulen, laufen lange in Schwarz herum, pilgern fast täglich zum Grab und beten regelmässig in der Kirche für das Seelenheil der Verblichenen. Das nenne ich Heuchelei! Ich respektiere dein Verhalten. Du stellst deine Ansprüche auch hier zurück und schaust für deine Verwandte.‘

Einen Moment schweigen alle. Graziella unterbricht diese Stille:

‚Weisst du schon, wann du deine Augen operieren musst?‘

‚Ja. Die Ärztin aus Lörrach verwies mich an einen Spezialisten in Basel. Dieser plante den Eingriff in zwei Monaten. Nachdem einer meiner Freunde intervenierte, komme ich schon nächste Woche unters Messer. Er erklärte dem Augenarzt, dass ich dringend nach Brasilien müsse.‘

Maria fragt: ‚Willst du wieder hinüber?‘

‚Klar. Ich muss sehen, was läuft dort und weiter an meiner Nachfolge arbeiten. Seit Monaten zehre ich hier von meinen Ersparnissen. Das Leben in der Schweiz ist teuer. Immerhin bin ich nicht untätig. Ich muss allen Telefonanrufen gerecht werden. Immer wieder verlangen Interessenten Unterlagen, Bilder oder Kopien. Ich beantworte Briefe.‘

Die Stationen meines Lebens habe ich euch hiermit erzählt. Ich hoffe, es hat euch nicht zu sehr gelangweilt.'

Alle schütteln den Kopf.

Graziella hat noch eine Frage: ‚Dein Leben erscheint sehr positiv und erfolgreich. Musstest du keine Rückschläge hinnehmen?‘

‚Doch. Aber ihr wisst, wie das menschliche Gedächtnis funktioniert. Die unangenehmen Sachen verdrängen wir. Nur das Gute bleibt in uns haften.‘

Rahel meint abschliessend:

‚Selbstverständlich werden wir auch weiterhin zusammen sitzen. Aber dann erwarte ich, dass ihr Anekdoten erzählt. Auch ich werde weitere Geschichten vortragen, auf die ich jetzt nicht eingegangen bin. – Im Übrigen werde ich morgen Rebecca in Ascona besuchen. Willst du mich begleiten, Anna?‘

‚Gerne. Es interessiert mich zu sehen, wie sie lebt. Ich stelle mir, vor, dass auch ihr Heim so voller Erinnerungen steckt, wie das deine.‘

‚Das stimmt. Ich komme um 08.00 im Altersheim vorbei. Bei der Post nehmen wir den Bus. Ihr Häuschen befindet sich in der Nähe einer Haltestelle.‘

Rebeccas Reich liegt ein wenig versteckt in einem Einfamilienhaus-Quartier in der Nähe des Supermarktes Innovazione. Sobald die Besucherinnen durch das Tor in den geräumigen Garten treten, fühlen sie sich nach Brasilien versetzt: Ein gleichmässig geschnittener Rasen fehlt ebenso wie Gemüsebeete. Aus dem nackten Boden ragen Büsche und Bäume. An einem hängt gar eine Gummischlange.

Die rüstige Greisin begrüsst ihre Schwester und ihre Schulfreundin herzlich. Sie setzen sich unter das Vordach und plaudern aus vergangenen Zeiten.

Nach dem ersten Redeschwall fragt Rahel: ‚Rebecca, willst du Anna nicht deine Schildkröten zeigen?‘

‚Doch, wenn sie sich dafür interessiert.‘

Die Angesprochene bejaht. Rebecca führt die beiden zu einem Gehege hinter dem Haus. Auf den ersten Blick erkennt Anna Pedroni fast nichts auf der staubigen, dunklen Erde. Erst beim zweiten Hinsehen und beim Nähertreten sieht sie die vier je etwa 30 Zentimeter langen Reptilien. Ihre Panzer sind fast so dunkel wie die Erde. Ausserdem hat sich der Staub darauf festgesetzt.

‚Woher hast du diese Tiere?‘

‚Ich nahm sie seinerzeit aus Brasilien mit. Ohne sie, die Katze und die Papageien könnte ich nicht sein.‘

‚Warum, hast du auch solche?‘

‚Ja. Hier kommt Maxli, mein brasilianischer Kater. Auch er flog schon über den Ozean.‘



Die weissrot-getigerte Katze streicht um die Beine der Frauen und will geliebt werden. Sie verlassen die Schildkröten und begeben sich ins Haus. Fühlte sich Anna schon bei Rahel ins Mato Grosso versetzt, wähnt sie sich hier in einem Museum. Es ist nicht so hell wie in Rahels neuerer, weissgestrichener Wohnung. Die ehemalige Militärbaracke ist älter und einfach. Auch die Möbel stammen aus einer vergangenen Epoche.

Noch mehr als in Brissago dominieren hier Erinnerungsstücke aus der Zweitheimat der Bewohnerin. Indios würden sich in einem Waffenarsenal fühlen, stehen doch in den Ecken Körbe mit Bogen, Pfeilen und Lanzen. Auch bei Rebecca fehlen getrocknete Krokodile, Fledermäuse und andere tote Lebewesen nicht.

Anna bemitleidet Rebecca zuerst, denkt sie doch, sie müsse auf kleinem Raum leben, weil sie nur das erste Zimmer sieht. Als sie jedoch durch einen Korridor in eine geräumigere Stube gelangen, bleibt ihr vor Überraschung der Mund offen. In Käfigen zählt sie total neun Papageien. Zwei Aras sind ausser an den Flügeln nackt. Dort zeugen farbige Federn von ihrer früheren Schönheit.

Rebecca nimmt aus einem anderen Käfig einen der grünen Vögel auf den Arm.

„Das sind Blaukopfamazonen. Sie wie die Aras importierte ich seinerzeit aus Brasilien. Dieser ist ein Sohn jenes Paares.“

Anna Pedroni weiss nicht, woher die Viecher den Namen haben. Von Blau sieht sie herzlich wenig. Immerhin ist bei ihnen das Gefieder vollständig erhalten.

„Heute könntest du diese Tiere auch nicht mehr so einfach einführen.“

„Da hast du recht.“

Auch dieser Raum ist mit Souvenirs eines reich erfüllten Lebens vollgestopft. Anna ist beeindruckt. Sie wird ihren Freundinnen im Altersheim berichten.

Die drei Frauen verbringen einen kurzweiligen und unterhaltsamen Morgen.

Offizieller Ausgabetag dieses Buches ist der 30. Juni 1998. Wer sich noch an das erste Kapitel erinnert, der wird wissen, dass Rahel Steingruber an diesem Tag ihren 80. Geburtstag feiert. Ihren Augen geht es nach Operationen wieder besser. Auch sonst ist sie für ihr Alter noch rüstig. Regelmässig fliegt sie wieder nach Brasilien, um nach dem Rechten zu sehen.

Es bedrückt sie, dass ihre Nachfolge immer noch nicht geregelt ist. Da ihre Stiftung fast keine Löhne zahlen kann, denkt sie dabei zum Beispiel an ein pensioniertes Ehepaar aus der Schweiz, das sich noch nicht zum alten Eisen zählt. Mit seiner Rente könnte es im Mato Grosso einen sinnvollen Lebensabend verbringen.

Wer weiss, vielleicht motiviert diese Erzählung solche Personen. Rahel Steingruber, ihrem Lebenswerk und den Armen in Südamerika wäre es zu gönnen ...

**Nachwort**

1991 gab ich meinen Erstling *Faustrecht in Recife* heraus. Gleichzeitig gründete ich die HANS HALLER-STIFTUNG ‚Hilfe für Brasilien‘. Ich plante, diese mit Buchgewinnen zu speisen. Leider war bisher noch keines meiner vier Bücher kostendeckend. Die Einnahmen aus dieser Quelle blieben hinter den Erwartungen zurück. Trotzdem entwickelte sich die Stiftung erfolgreich und durfte inzwischen unzähligen armen Mitmenschen im Nordosten Brasiliens helfen. Mehr sehen Sie unter [www.haller-stiftung.ch](http://www.haller-stiftung.ch).

Wollen Sie unsere Stiftung zusätzlich unterstützen? Dann überweisen Sie bitte Ihre Spende auf folgendes Konto:

71.808.019 Hans Haller-Stiftung

Hypothekbank Lenzburg

CH-5616 Meisterschwanden

In diesem Sinne danke ich allen Beteiligten herzlich für die Unterstützung.

HANS HALLER